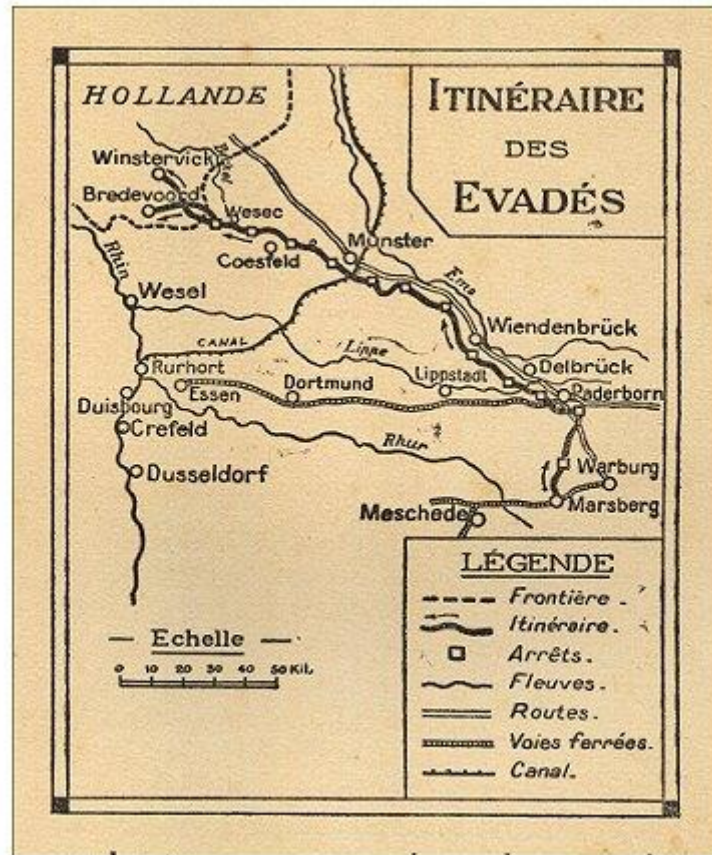


Unsere Flucht aus Deutschland

von M. Charrier

In Gefangenschaft in Deutschland



[Für die Übersetzung aus dem Französischen danke ich ganz besonders Pál Novelly aus Velbert. Er korrigierte auch meine eigenen Übersetzungsversuche des Mescheder Teils mit Hilfe des Computers]

1. Kapitel

Wie ich in Gefangenschaft geriet

Als der Krieg 1914 ausbrach, übte ich den Zimmermannsberuf aus in Beaufou, einer Gemeinde im Bezirk Yvon La Roche sur Yoin in Vendée. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt.

Von der Loire an die Marne

Ich rückte am dritten Tag der Mobilmachung ein. Ich reihte mich in das sechste Pionierregiment ein, das ich sechs Monate vorher verlassen hatte. Dort fand ich meine alten Kameraden wieder. Wir alle waren vom Vertrauen erfüllt, was den Erfolg unserer Waffen betraf, und wir gingen frohgemut zur Front.

Ich war einer Divisionskompanie zugeteilt, deren Los mit dem Schicksal der einundzwanzigsten Division verbunden war, die aus zwei Regimentern aus der Vendée bestand: das dreiundneunzigste aus Roche sur Yoin und das hundertsiebenunddreißigste aus Fontenay le-Comte.

Ich empfing die Feuertaufe in Messin in Belgien, wo eine große Anzahl meiner Kameraden gefallen war. Ich nahm an der Verteidigung des Maas- Brücken in Sedan teil, und nach unsagbaren Mühen auch am Rückzug der französischen Armee an die Marne, ich war dabei bei ihrer siegreichen Offensive in dem besonders mörderischen Abschnitt von La Fère-Champenoise.

Das zweite Pionierregiment

Als kurze Zeit später das einundzwanzigste Regiment in Gewaltmärschen an die Westfront verlegt wurde, fiel ich eines Tages vor Erschöpfung einfach auf die Straße und verließ für immer meine teuren Kameraden vom sechsten Pionierregiment.

Nach einigen Wochen der Erholung wurde ich dem zweiten Pionierregiment zugeteilt, stationiert in Tracy-le-Val im Oise-Tal.

Als ich ankam, organisierte sich der Grabenkrieg. Die Pioniere hatten viel zu tun. Sie hatten den Auftrag, die Stacheldrahtverhaue zwischen den deutschen und den französischen Linien zu errichten, Maschinengewehrnester und Kanonenstellungen einzurichten, Schützengräben und unterirdische Gänge auszuheben, feindliche Befestigungswerke zu sprengen und bei Angriffen als erste aus dem Graben zu springen, um die letzten Hindernisse, die die Artillerie verschont hat, aus dem Wege zu räumen.

In Tracy, le Val

Der Abschnitt Tracy le Val war Ende 1914 besonders gefährlich. Der Feind krallte sich dort fest. Die deutschen Truppen hatten insbesondere den am Hang eines Hügels liegenden Friedhof besetzt. Sie hatten ihn befestigt, indem sie die Mauern mit Zinnen versahen, die Kapellen in Maschinengewehrnester verwandelten und die Krypten als Unterstand benutzten, nachdem sie die Särge entfernt hatten.

Ein Zuavenregiment (Kolonialtruppen) versuchte mehrere Handstreichs, um sich ihrer zu bemächtigen. Die Pioniere nahmen daran teil. Nur der fünfte Versuch, von Freiwilligen durchgeführt, war vom Erfolg gekrönt. Diese Teilangriffe waren für uns nur ein Detail und wie eine Vorbereitung auf einen Angriff größeren Ausmaßes, wo die meisten von uns auf ewig bleiben sollten.

Angriffsvorbereitungen

Einige Tage nach der Einnahme des Friedhofs befanden wir uns in Tracy etwas mehr östlich am Rande des Waldes von l'Aigle im Abschnitt von Quennevie. Diese Stelle wurde schrecklich beschossen. Trotzdem gruben wir Tag und Nacht einen unterirdischen Gang, um die erste Linie der feindlichen Verteidigung zu unterminieren. Wir hatten uns bis auf dreißig Meter vorgearbeitet, als man uns mitteilte, dass unser Gang nur als Ausgangspunkt für die Sturmtruppen diene, und dass fünfundzwanzig Pioniere der ersten Angriffswelle vorgehen sollten, um die Stacheldrahtverhaue durchzuschneiden und die Minen des feindlichen Schützengrabens zu zerstören.

Der Kommandeur wollte sich nicht an Freiwillige wenden, sondern das Los entscheiden lassen.

Er schrieb die Namen aller Männer auf Zettel, steckte sie in seine Mütze, schüttelte sie und ließ ziehen. Mein Name kam als zweiter.

Der Angriff sollte am nächsten Tag stattfinden. Er fand aber nicht statt. So blieb in den nächsten zwei Tagen die Hoffnung, wieder dem Tode entronnen zu sein. Am dritten Tag während des Abendessens wurden wir wieder ernüchert. Man forderte uns auf bis Mitternacht bereit zu sein und die Ladungen, die wir einige Minuten vor dem Angriff vor den deutschen Graben hinstellen hatten, vorzubereiten.

Ich bot mich als Freiwilliger an. Zwischenzeitlich kam ich mit meinem Gewissen ins Reine. Wenn man schon sterben muss, dann soll man in Ehren sterben.

Sofort nach dem Abendessen treffen wir unsere Vorbereitungsmaßnahmen. Wir hörten dann vom Kommandeur, dass wir die Ehre hätten, uns mit der Elite der deutschen Truppen zu messen

Wir machen uns kriechend auf den Weg, da wir nur Granatentrichter als Schutz haben. Zwei Scheinwerfer richten ihr Licht auf uns.....Glücklicherweise werden wir nicht bemerkt... Wir gehen bis auf fünf oder sechs Meter Entfernung zu den Deutschen, wir hören sie vernehmlich miteinander reden. Dort platziere ich gut meine Ladung.

Die Rückkehr ist einfach, ich mache sie im Laufschrift.

Ein wütender Angriff

Eine Viertelstunde vor Mitternacht lassen wir die Ladungen explodieren, um unserer Artillerie das Zeichen zu geben, das Trommelfeuer zu eröffnen. Sofort beginnt das Trommelfeuer. Es ist eine höllische Szene, die eine halbe Stunde dauert. Wir haben den Eindruck in einem Schmelzofen zu sein, durchzogen von ständigen pfeifenden Geräuschen von der Flammenspur der Geschosse, gesättigt vom Pulverdampf. Die Zuaven sind bereit hinaufzustoßen mit den Bajonetten in der Faust. Sie warten auf den Befehl ihrer Offiziere, die schon stehen, den Revolver in der Hand. Plötzlich hört der Beschuss auf, das ist das Zeichen.

Die Pioniere stürmen als erste. Meine Kameraden und ich springen entschlossen auf das Gelände. Ich habe kaum zwanzig Meter zurückgelegt, als die wie Löwen brüllenden Zuaven mich einholen. Wir kommen gemeinsam bei den dicht gelegten Stacheldrahtverhauen und den anderthalb Meter hohen Stützpfehlern an. Mit Gewehrkolbenschlägen schlagen meine Kameraden und ich den Stacheldraht nieder. Wir müssen schnell machen, da die Geschosse der Karabiner uns von allen Seiten umgeben. Überall um mich herum fallen Männer. Am Rande des Schützengrabens stehend erschieße ich, ohne das Gewehr in Schulterhöhe zu heben, einen großen Kerl von Deutschen, der in drei Meter Entfernung auf mich zielt. Er fällt von einer Kugel in der Brust getroffen. Die Zuaven, immer noch brüllend, stürzen sich, die Bajonette nach vorne gerichtet, in den Graben und beginnen eine wahre Metzgerarbeit. Die zahlreiche Besatzung hebt die Hände und schreit „Kameraden“! Vergebliche Mühe! Sie werden von den Zuaven, die keine Menschen mehr sind, sondern wilde Tiere, förmlich durchspießt. Die Bajonetten stoßen die Männer mit solcher Gewalt durch, dass einige in den Körpern stecken bleiben. Ich selbst suche mit meiner Hacke die Minen-Schnüre, sofort nachdem ich in den Graben gesprungen bin. Ah! Was ich dann sehe ist schrecklich! Ich gehe

weiter. Kein Deutscher lebt mehr. Die Leichen liegen übereinander in ihrem eigenen Blut badend. Man kann nur weitergehen, wenn man auf sie tritt.

Unsere Verluste sind nicht weniger schwer. Von vierundzwanzig Pionieren bleiben vier übrig, von dreizehnhundert Zuaven nur zweihundert. Einige Stunden nach meiner Gefangennahme waren es nur zwanzig.

Währenddessen fegen die deutschen Maschinengewehre der zweiten Reihe über den Grabenrand und machen uns eine unbedeckte Rückkehr zu den französischen Stellungen unmöglich. Dann kommt eine schlechte Nachricht. Die marokkanischen Schützen rechts und links von uns wanken! Sie fliehen! Wie kommen wir heraus? Zuaven und Pioniere ergreifen die Hacken, um einen Verbindungsgraben herzustellen, aber das ist äußerst kühn, da die deutsche Infanterie immer näher kommt. Sie ist nur einige Meter von uns.... Die Zuaven werfen die Hacken weg und stürzen auf den Feind. Aber unter Maschinengewehrfeuer genommen, dezimiert, bleibt von ihnen nur eine geringe Zahl übrig. Während dieser Zeit schlagen meine Kameraden und ich, geschützt von einer Erdschanze, auf jede Pickelhaube in unserer Reichweite. Einer meiner Kameraden ist am Kopf getroffen. Sein Gehirn spritzt förmlich heraus. Aber uns geht die Munition aus. Wir nehmen die der gefallenen Deutschen und ihre Gewehre. Sie versiegen auch. Zweimal kommt ein deutscher Offizier, der einen Zuaven vor sich herschiebt und uns anschreit: „Ergeben Sie sich, meine Herren Franzosen. Sie sehen doch, dass jeder Widerstand zwecklos ist“ Und zweimal antworten wir „Nein! Wir halten bis zum Ende durch!“

[Folgende Übersetzung: H.-P. Grumpe]

Gefangen

Es ist vier Uhr nachmittags. Wir sind nur noch wenige Kämpfer. Da explodiert eine Mine mitten unter uns, wirft uns hoch, lässt uns in einen klaffenden Krater zurückfallen und begräbt uns bis zu Hälfte des Körpers. Wir bleiben bis zur Ankunft der Feinde da stecken. Sie befreien uns und befehlen uns, ihnen zu folgen. Viele von uns fallen erschöpft mitten zwischen Leichen. Wir steigen in einen großen von Deutschen besetzten Graben hinunter. Sie reichen uns die Hände und nennen uns Kameraden...

Es ist der 21. Dezember 1914.

Nachdem wir einigen Laufgräben gefolgt sind, kommen wir in eine Schlucht und dringen in einen unterirdischen Steinbruch ein, der als Unterstand benutzt wird. Wir lassen unsere Tornister zurück, dann kommen wir in einen Stollen und erreichen eine große Halle. Ein Offizier ist da. Er lässt uns im Kreise aufstellen, setzt sich in unsere Mitte und gratuliert uns zu unserem Widerstand: "Sie sind mutige Männer“, sagt er uns, „Sie haben nichts zu befürchten, dass Ihnen weh getan wird.“

Die deutschen Soldaten, die uns umgeben, sind nicht weniger korrekt. Sie zeigen sich sogar entgegenkommend; sie bieten uns Zigaretten und Zigarren an. Nach einer Stunde Erholung

verlassen wir unseren Schutzraum und nehmen unsere Taschen wieder; sie wurden durchsucht, das ist richtig, aber sie behielten unbeschädigt ihren Inhalt; man hat uns nur die Munition genommen, die wir noch hatten.

Dann begann mit einer Eskorte Ulanen der Marsch nach Noyon.

Eine Stunde Aufenthalt am Rathaus und am Bahnhof! Gegen neun Uhr Abends werden wir in Viehwagen verladen. Der Zug fährt um Mitternacht, geht über Namur, Lüttich, Aachen und bleibt in Köln stehen. Die Reise hat fünfundzwanzig Stunden gedauert.

Während dieser Strecke bestand unsere Nahrung aus einer Schale gerösteter Gerste und aus einem Brocken Schwarzbrot.

Eine Stunde nach der Abfahrt von Köln wirft ein gewaltiger Ruck uns allesamt mit dem Waggon aufeinander. Es ist ein Zusammenstoß mit einem anderen Zug...

Gott sei Dank haben wir nur einige Quetschungen! Wir setzen unseren Weg fort und steigen in Meschede, Westfalen, am 23. Dezember um drei Uhr Abends, nach achtundvierzig Stunden Reise, aus.

Ich bin also also Gefangener! Zumindest lebe ich! Wie konnte ich, sogar ohne eine Verletzung, so zahlreiche und ernste Gefahren wohlbehalten überstehen?... Ein Geheimnis!...

Mein Vertrauen auf die Vorsehung wird gesteigert; sie bleibt meine beste Hoffnung zu dieser Zeit oder wenn sich schlechte Tage wieder anbahnen...

2. Kapitel

In Gefangenschaft

Meschede liegt am Zusammenfluss von Henne und Ruhr. Es ist eine kleine hübsche Stadt, viertausend Einwohner, umgeben von Tannenwäldern. Obwohl sie vor Nordwinden geschützt ist, war die Temperatur dort während unseres Aufenthalts jedoch sehr kalt; Schnee lag dreißig bis vierzig Zentimeter hoch. Die Kälte erreichte fünfzehn bis zwanzig Grad unter Null.

Das Gefangenenlager

Das Gefangenenlager liegt auf einem die Stadt beherrschenden Hügel. Es ist ein rechteckiger Platz: Zwei Barackenlager aus Brettern, jedes für einhundert Gefangene, verschiedene Gebäude werden als Vorratsräume, Küchen, Quarantänestation und als Wohnung für Wärter, Soldaten und Offiziere, die mit der Bewachung des Lagers betraut sind, verwendet. Rundherum (sind) mehrere Reihen Stacheldraht, sehr dicht und sehr hoch.

Dann fing für uns ein Leben tiefen Elends an. Unsere Hemden waren Lumpen, unsere Schuhe waren durchlöchert oder hatten keine Sohlen. Ich hatte nur eine Hose aus Drillich.

Nahrung war unzureichend und scheußlich. Brot war eine Agglomerat aus Gemüseabfällen, Kartoffelschalen, Schrot, Gerste, Mais, mit Holzsägemehl gewürzt!... Schweine hätten das nicht gemocht!

Kaffee setzte sich aus Gerste und gerösteten Eicheln zusammen. Zucker war nur ein abscheulicher Aufguss aus Tierknochen.

Die Ration war sehr kärglich. Am Morgen ein winziger Blechnapf mit koffi (Kaffee). Mittags ein Essgeschirr mit einer unsäglichen Brühe. Im Abend, eine Scheibe Käse oder scheußlicher Wurst ungefähr so groß wie ein fünf Franc Stück.

Hygiene war unbekannt; jede Sauberkeit war unmöglich. Ein Liter Wasser wurde uns für drei Tage verteilt. Er stillte kaum unseren Durst und machte es uns erst recht unmöglich, auch noch unsere Unterwäsche zu waschen, die Einzige, die wir hatten.

Die Latrinen waren auch jämmerlich. Sie bestanden aus einem ein Meter tiefen und ein Meter breiten Graben, der von einem Brett versperrt wurde. Nach einigen Tagen waren sie eine riesengroße Kloake, ein ekelhafter Abgrund, Erzeuger von Würmern und Läusen. Bald überfiel das Ungeziefer unsere Strohsäcke, Decken und Kleidung.

Eines Abends waren Zouaven (Algerier) in die Baracke, die als Brotlager diente, eingebrochen; acht Mal nacheinander begingen sie dieselbe Schlemmerei. Eines Nachts entdeckte sie ein Wachtposten und schoss auf sie: Zwei wurden schwer verletzt.

Während einhundertacht Tagen waren unsere Verluste besonders groß. Wir mussten uns mit Steckrüben-Schalen, Gräten und den fettigen Resten der von den Wächtern weggeworfenen Konservendosen ernähren... Daher waren wir in einem großen Schwächezustand.

Trotzdem zwang man uns, Steine aus einem an der Seite einer Anhöhe gelegenen Steinbruch zu fördern und sie in Schubkarren bis zum Lager zu rollen. Der Aufstieg war hart und der Weg, der bald zugrunde gerichtet war, wurde unpassierbar. Das war eine Arbeit von Galeerensträflingen (Zwangsarbeitern). Bestimmte Gefangene, die nicht mehr konnten, wurden mit Gewehrkolben geschlagen oder mit Bajonetten gestochen. Viele von uns wurden auch wegen Entkräftung zum Krankenhaus und bald....zum Friedhof gebracht.

Der Friedhof von Meschede bezeugt eine große Zahl von französischen Soldaten, die von Ende 1914 bis März 1915 gestorbenen sind

In der Fabrik von Kreustat (Kreuztal?)

Mitte März kommt ein deutscher Offizier und schlägt den Überlebenden vor, in Bauernhöfen oder in verschiedenen Unternehmen zu arbeiten. Wir stimmen fast alle zu, in der Hoffnung ein besseres Los zu erhalten und mehr Fluchtchancen zu bekommen.

Eines Morgens fahren wir mit dem Zug los, und am Nachmittag steigen wir in Kreustat aus, einer wichtigen Industrie-Stadt Westfalens. Wir werden zu einem Vorort nahe eines Hüttenwerkes und einer mit zwei hohen Schmelzöfen ausgestatteten Gießerei geleitet.

Hier ist unser Los besser. Wir werden in einem in zwei Teile geteilten Barackenlager beherbergt. Eins dient als Schlafsaal, wo aufgestapelte Matratzen drei Etagen bilden; das andere wird als Küche und Speisesaal benutzt.

Mit Rücksicht auf unsere Schwäche geben unsere Wächter uns drei Ruhetage und gehaltvolle Nahrung. Am vierten Tag beginnen wir als Erdarbeiter. Die Nahrung wurde dann eingeschränkt; sie blieb jedoch besser als im Lager. Aber wir sollten hart arbeiten und die schlimmsten Behandlungen noch erleiden: Beleidigungen, Schläge mit Gewehrkolben, Stiche mit Bajonetten. Dennoch, fanden wir einigen Ausgleich: Wir bekamen Briefe und Pakete aus der Heimat.

Die fixe Idee zur Flucht

Jedoch ließ uns die Flucht-Idee keine Ruhe. Ich selbst hielt sie für unmöglich, da ich weder Karte, Kompass noch Geld hatte.

Eines Nachts werden vier Kameraden in Versuchung geführt, durch eine mit Hilfe einer Säge hergestellte Öffnung aus der Baracke auszubrechen. Am nächsten Morgen, beim Appell, wird die Flucht bekannt. Dann großes Durcheinander in der Fabrik. Wir alle werden eingeschlossen und angehalten zu sagen, wie es zu dieser Flucht gekommen ist. Niemand sagt auch nur ein Wort; acht Tage lang waren wir strengen Repressalien ausgesetzt. Was die Ausgeborenen betrifft, sie wurden bald wieder eingefangen und bezahlten teuer ihr Ausbüßen.

Rückkehr nach Meschede

Einige Wochen danach missglückten auch zwei neue Fluchtversuche; sie brachten uns neue Härten ein. Das Schlimmste war allerdings, ins Lager von Meschede zurückzukehren.

Wie groß war unsere Verblüffung bei der Ankunft! Eine Verwandlung! Eine Hauptstraße, Queralleen mit Zement-Bürgersteigen waren gebaut worden. Wasserversorgung mit Hähnen und Trinkbrunnen, Duschräume, Wasserkessel für die Wäsche sind installiert, sowie weitgehend saubere „Toiletten“. Neue, geräumige und aneinander gereihete Baracken bieten einen gewissen Komfort. Die Lazarett ist aus sechs großen Baracken zusammengesetzt. Eine Kapelle aus Brettern erhebt sich in der Mitte.

Warum so viele Änderungen? Bestimmt, um ausländische Kommissionen, die beauftragt sind, die Gefangenen zu besuchen, zu beeindrucken.

Die Bewachung des Lagers war gewaltig organisiert. Man hatte rundherum einen mächtigen Schutzzaun errichtet. Zuerst ein großer vier Meter hoher Holzzaun, der einen Rundgang bildete, dazu eine weitere drei Meter hohe Stacheldraht-Umzäunung. An vier Ecken des Lagers und höher als der Zaun erhoben sich mehr als acht Meter hohe Wachtürme, auf denen Posten wachten. Auf Anhöhen rings ums Lager und auch in der Landschaft wurden gut zu sehen einundsiebzig Feldhaubitzen aufgestellt; starke Elektrolampen erleuchteten in der Nacht das Lager und die Umgebung.

Jede Flucht schien so unmöglich zu sein. Dennoch hatten wir ein dermaßiges Verlangen, dass wir mehrere unterirdische Gänge unter den Brettern der Baracken gruben. Viele waren weit

vorgeschritten und reichten sogar weiter als der Bretterzaun, aber keiner konnte zu Ende geführt werden, die Deutschen waren immer rechtzeitig informiert.

In verschiedenen Kommandos

Ich verließ das Lager, weil ich zu verschiedenen Kommandos oder kleinen Arbeitskommandos abgeordnet wurde. Ich blieb da nur kurze Zeit. Man ließ uns im Wald arbeiten, um daraus Pfähle für die Gräben, Stiele für Schaufeln oder Hacken zu machen. Für nichts in der Welt wollte ich gegen mein Vaterland arbeiten. Ich meldete mich dann krank. Aber einmal funktionierte meine List nicht, und ich wurde zu einem „Strafkommando“ geschickt, das für widerspenstige Rebellen geschaffen ist. Ich arbeitete da nur mit Hilfe von Kolbenschlägen oder Bajonetten. Ich arbeitete dann mit einem Freund ein Fluchtprojekt aus. Aber vierhundert Kilometer von der schweizerischen Grenze waren wir vielleicht klug, indem wir davon abließen.

Bei einer Inspektion wurde ich von einem General bemerkt. Er ließ mich reden: Ich berichtete ihm alle Misshandlungen, denen ich ausgesetzt war. Er ließ mich ins Lager von Meschede zurückbringen, wo ich noch mehr an meine Flucht dachte.

Dafür brauchte ich eine Karte, einen Kompass, Lebensmittel für fünfzehn Tage und eine Möglichkeit, die Kette von Wachposten und Stacheldrähten, die das Lager einschlossen, zu durchdringen.

Marsberg

Es kam ein Tag, an dem ich die Umstände für günstiger hielt. Ich war kaserniert im Kommando Marsberg. Ein Kamerad, von der Front gekommen, verkaufte mir für sechs Mark einen Kompass, eine Karte und ein Paar kleiner Ferngläser. Ich hatte es außerdem geschafft, mehrere Packungen Kekse, Konserven und Schokolade, die von meiner Familie geschickt wurden, anzusammeln.

Fünf meiner Freunde und ich werden von einem Unternehmer beschäftigt, der uns zu Zimmermann- und Tischlerarbeiten zuteilt. Wir essen und schlafen in seinem Haus. Unsere Wohnung befindet sich in der Innenstadt von Marsberg.

Sobald wir angekommen waren, fing ich an, mein Projekt ernstlich zu studieren. Ich muss zuerst mindestens einen Kameraden finden, weil die Flucht für einen allein schwer ist; aber man braucht einen sicheren und verschwiegenen Kameraden. Andererseits ist es notwendig, vorsichtig zu handeln, um keinen Verdacht zu wecken und die Sache nicht an die große Glocke zu hängen. **Ich wusste, weil ich ihn mehrmals sagen gehört hatte und um haben ihn selbst gesehen, den zahlreiche Fluchtversuche infolge der Indiskretion selbst der Franzosen in den Sand gesetzt hatten.**

Zwei Wegbegleiter

Nachdem ich aufmerksam mehrerer Tage beobachtet und die Kameraden, die mir die sichersten zu sein schienen, sondiert hatte, gab ich die Hoffnung auf, einen Wegbegleiter zu finden, als die Vorsehung mich eines schönen Tages zwei Gefangene aufspüren ließ, die auch die Absicht hatten, zu fliehen, ohne das jedoch gut geplant zu haben.

Es war morgens in den Waschräumen. Ich hörte zwei von meinen Nachbarn halblaut sprechen. Ich glaubte zu verstehen, dass sie sich über die Flucht unterhielten. Plötzlich sprach ich sie an: "Wollt ihr ausbrechen?..." Verwirrt schwiegen sie. Ich beruhigte sie. "Nun, ich gehe von hier in einigen Tagen! Wenn ihr mit mir kommen wollt, werden wir drei sein und wir werden eine größere Chance haben, dass es gelingt. Wenn ihr Angst habt, werde ich trotzdem ganz allein gehen."

Dieses Gespräch wurde im Laufe des Tages wieder aufgenommen. Da sie sahen, dass ich fest entschlossen war, auszubrechen, beschlossen sie, mir zu folgen. Der eine hieß Henri Ravailhe und der andere Michel Doche.

Ravailhe stammt aus dem Department von Tarn. Vor dem Krieg arbeitete er in den Minen von Carmaux als Zimmermann. Mit dem Jahrgang 1906 mobilisiert, war er ins 80. Infanterieregiment eingezogen worden. Übrigens in Gefangenschaft geraten in Ypern in den ersten Dezembertagen 1914, war er in den Lagern von Wetzlar, Gießen und Meschede interniert worden, von wo er in das Kommando Marsberg geschickt worden war.

Michel Doche, Klasse 1907, ist ein Landwirt aus Thones, Haute-Savoie. Am 2. August 1914 mobilisiert, im 62. Gebirgsjäger-Bataillon, hatte er an der Schlacht von Saint-Dié teilgenommen.

Von den Vogesen wurde das 62. Jäger-Bataillon in der Gegend von Ypern verlegt, wo Doche am 30. November im Laufe eines feindlichen Gegenangriffes gefangen wurde. Wie Ravailhe war er durch die Lager von Wetzlar, Giessen und Meschede gegangen, war er auch seit kurzem in Marsberg gestrandet.

Sofort fangen wir an, unseren Plan zu studieren. Wir beschließen von der Zeit des Vollmondes zu profitieren, der uns ermöglichen wird, besser zu sehen und uns in der Nacht leichter zu leiten.

Der Zeitpunkt der Flucht wird auf die Nacht von Dienstag auf Mittwoch, den 12. und den 13. September, festgelegt, weil an eben dem Dienstag Abend der übliche Laib Brot für fünf Tage ausgegeben wird. Man konnte nicht daran denken, während des Tags zu gehen, weil es uns unmöglich war, die Säcke herausbringen zu können, für den Weg überlebenswichtig.

Die Tage bis zum 12. September erscheinen uns lang. Wir leben in einer fiebrigen Erwartung. Für mich finde ich großen Trost im Vertrauen zur Jungfrau Maria, der Patronin von Frankreich. Ich flehe sie oft an und vertraue ihr den Erfolg unseres kühnen Unternehmens an.

3. Kapitel

Die Flucht

Am Sonntag, dem 10. September, davon profitierend, dass viele Kameraden spazieren gegangen sind, beginnen wir unsere Vorbereitungen. Unser Abend ist ausgefüllt damit, die

Karte im Maßstab 1:150.000 zu studieren und besonders den besten Weg zu suchen, aus unserem Käfig herauszukommen. Die Sache ist äußerst schwierig. Um es zu verstehen, ist es notwendig, dass ich die Örtlichkeit unserer Einquartierung in Marsberg beschreibe.

Beschreibung der Örtlichkeit

Wir werden im ersten Stockwerk eines alten Wohnhauses aus Ziegeln beherbergt.

Das Zimmer, wo ich mit meinen zwei Kameraden wohne, hat ein sehr schmales Fenster auf einen kleinen Hinterhof, zwei genau so schmale Fenster gehen auf eine Gasse. Alle diese Öffnungen sind vergittert und durch große enge Eisengitterstäbe geschützt. Unsere Tür wird während der Nacht verriegelt und die drei Deutschen (Boches = Spitzname für Deutschen im I. Weltkrieg) Wachposten, die uns bewachen, schlafen in einem von unserem durch eine einfache Trennwand getrennten Zimmer.

Außerdem können wir unsere Schuhe während der Nacht nicht bei uns behalten. Jeden Abend zwingen unsere Wächter uns, sie in einem bezeichneten Ort abzustellen.

Alle diese Vorsichtsmaßnahmen machen den Ausbruch äußerst schwer und gefährlich, denn wir sind sicher, dass unsere Wächter beim kleinsten Geräusch nicht zögern werden, auf uns zu schießen. Man braucht Mut und vor allem viel Umsicht.

Nachdem wir nacheinander mehrere Projekte, die nicht sicher genug waren, angenommen und verworfen haben, verabschieden wir einen Plan, der uns, obwohl er gefährlich ist, jedoch als der Beste erscheint.

Marschverpflegung

Der Abend des folgenden Tages, Montag, wurde gebraucht, die Verpflegungsbeutel vorzubereiten. Wir hatten jeder 16 bis 18 Kilo Kekse, 5 bis 6 Kilo Schokolade, 1 oder 2 Kilo Speck oder Schinken, 5 oder 6 Schachteln Kondensmilch, 10 bis 12 verschiedene Konservendosen. Der alles wird in "tirolerische" Taschen (Rucksäcke) sorgfältig verpackt, die wir verstecken, um die Aufmerksamkeit der Wächter während des folgenden Tages nicht zu wecken.

Letzter Arbeitstag

Unser Denken ist an diesem Dienstag, dem 12. September 1916, kaum bei der Arbeit. All unsere Gedanken sind auf die kommende große Nachtaktion gerichtet. Wir werden unseren ersten Schritt zur Freiheit oder vielleicht zum Jenseits machen. Aber wir sind so fest entschlossen und bestimmt zu allem, dass Gedanken an Gefahr, so groß sie auch sei, uns keinen einzigen Augenblick aufhalten. Den ganzen Tag drücke ich mich soviel wie möglich, damit ich für die Nacht nicht müde bin. Meine Kameraden machen es ebenso.

Ein Drehbohrer und ein Paar Zangen waren für mich unerlässlich, um unseren Fluchtplan auszuführen. Ich nehme sie abends aus der Werkstatt, als der Chef gerade abwesend war, einige Minuten, bevor ich die Arbeit verlasse. Obwohl die Werkzeuge groß sind, habe ich Erfolg, sie unter meinem Mantel zu verstecken, ohne die Aufmerksamkeit des uns be-

gleitenden Arbeiters und des Wachposten zu wecken, der die Tür unserer Wohnung jeden Abend bei unserer Ankunft öffnete.

Als meine zwei Kameraden von ihrer Runde kommen, verständigen wir uns mit Vorsicht und erledigen die letzten Vorbereitungen. Zuerst müssen wir unsere Wächter täuschen und unsere Schuhe im Korridor lassen, denn sie müssen um neun Uhr alle außerhalb unseres Zimmers abgestellt werden, weil sie gezählt werden.

Letzte Vorsichtsmaßnahmen

Als alles bereit ist, stelle ich vor den Augen der Wächter ein altes Paar Schuhe raus, das ich im Gang gefunden und unter meiner Matratze versteckt hatte. Michel Doche hat ein ganz neues Paar von einem Engländer gekauft, der mit uns am Tag zuvor gearbeitet hatte. Ravailhe wusste sich mit einem anderen Kameraden zu helfen, welcher zwei Paar hatte. Ihre alten Schuhe werden am üblichen Platz abgestellt.

[Ab hier wieder Übersetzung von Pál Novelly]

Wir können damit nicht gut fertig werden und unsere Säcke vollständig füllen, bevor die Wache uns nicht in unser Zimmer eingeschlossen hat.

Während wir auf den Appell warten, stärken wir uns mit einer guten Portion Makkaroni und Nudeln, zubereitet von uns selbst, und wir trinken eine anständige Tasse französischen Kaffees, den ich von zu Hause bekommen hatte.

Schrittgeräusche! Was geht vor?

Nichts außergewöhnliches, die Wache zählt unsere Schuhe und schließt sie ein.

Sofort ergänzen wir unsere Vorräte und machen alles für die Flucht fertig. Wir zwängen in jeden unserer Vollgestopften Säcke noch zwei Zwiebackdosen und die Brotvorräte für fünf Tage, die wir kürzlich erhalten haben, hinein. Unsere Taschen sind auch voll, mit Erinnerungsstücken und Briefen unserer Verwandten und Freunde. Um halb zehn, als das elektrische Licht gelöscht wird, kriechen wir ganz angezogen unter unsere Decken und warten dort Mitternacht ab, die Zeit, in der unsere Wärter tief zu schlafen pflegen

Es gibt etwas, was uns zutiefst beunruhigt: einer unserer Wärter hat die Gewohnheit, in die Stadt zu gehen und sehr spät zurück zu kommen. Heute Abend haben wir auch bemerkt, dass er ausgegangen ist. Um Mitternacht ist er noch nicht zurück. Wir warten noch eine weitere halbe Stunde, und da er immer noch nicht zurück ist, beginnen wir mit der Arbeit.

Die Flucht

Wir hatten für die Flucht ein kleines kaum ein Meter breites Seitenfenster ausgewählt, das auf einen Hof ging, der von einem Bach gesäumt wurde. Der Rahmen war mit festen Querstangen aus Eisen versehen, deren Abstände so gering waren, dass ein Mensch nicht hindurch schlüpfen konnte. Aber der untere etwa 8 cm dicke Teil des Holzrahmens war bei der Berechnung der Abstände nicht berücksichtigt worden. Seine Entfernung würde es einem durchschnittlich dicken Menschen ermöglichen, zwischen der ersten Gitterstange und der Unterseite des Seitenfensters hindurch zu gleiten.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht mache ich mich allein mit sehr viel Vorsicht - um so wenig Lärm, wie möglich zu verursachen - an die Arbeit. Ich bearbeite den Rahmen der linken Fensterscheibe, da die rechte verstellt ist. Ich bohre mit meinem Bohrer ein Loch neben das andere, um das Holz vollkommen zu zerschneiden.

Es ist ein wunderbarer Vollmond, und der Mond beleuchtet voll das Fenster und damit meine Arbeit. Nach etwa einer halben Stunde ist der Fensterrahmen an zwei Stellen gebrochen, aber er ist in einem Holzrahmen eingebettet, der seinerseits in die Ziegelmauer eingearbeitet ist. Ich bin gezwungen, eine mindestens sechzig Zentimeter lange senkrechte Reihe von Löchern mit dem Bohrer zu machen. In diesem Augenblick hallen Schritte im Treppenhaus. Ich höre auf.... Ich horche... Das ist der berühmte Wärter, der nach Hause kommt... Er wird schnell eingeschlafen sein... Ich werde in einigen Minuten meine Arbeit fortsetzen können. Aber sein Zimmer ist dem unserem benachbart... Wird er mich nicht hören? Ich widme mich wieder meiner Aufgabe, aber erst nach anderthalb Stunden einer hartnäckiger und äußerst ermüdender Arbeit - Eichenholz ist sehr hart - das gelingt es mir, die für die Flucht notwendige Lücke zu Stande zu bringen.

Viertel nach zwei. All unsere Säcke und sonstige Ausrüstung sind am Seitenfenster.

Ich spitze die Ohren... Ich schaue mich um..... Niemand! Ich versuche, als erster durchzukommen. Die Lücke ist nicht groß. Ich lasse meine Beine vorwärts gleiten, es gibt mindestens vier Meter Abstand zum Boden. Bis zur Brust geht es gut, aber dann bin ich zusammengedrückt wie in einer Zange.. Ich schüttle mich, ich strecke mich. Endlich befreie ich mich.

Mit einem Fuß auf einem Balken, der aus der Mauer ragt, und mit der Hand am Gitter nehme ich die Säcke und Beutel, die meine Kameraden mir hinunter reichen. Nachher strecke ich ihnen die Hand entgegen, um ihnen beim Abstieg zu helfen. Sie haben auch große Schwierigkeiten, der dicke Michel Doche muss sich beinahe völlig ausziehen, um durch zu kommen.

Nun sind wir endlich raus aus unserem Gefängnis. Wir atmen auf. Ein großer Schritt ist getan, aber nur der erste. Jetzt geht es darum, quer durch die Stadt zu gehen, um heraus zu kommen.

Ein schrecklicher Alarm

Wir ziehen unsere Schuhe an, wir rüsten uns für den Weg. Wir gehen zuerst vorsichtig, im Gänsemarsch, an den Wänden der Gasse entlang, wo sich unsere Baracke befindet. Wir stoßen auf die Hauptstraße.

Bevor wir uns da hineinwagen spitzen wir die Ohren. Man hört in der Nähe Schritte.. Wir haben gerade noch Zeit, uns in einem Winkel im Hintergrund in einigen Metern Entfernung zu ducken.

Es sind die Arbeiter, die von der Nachtschicht aus einer benachbarten Fabrik kommen. Während fünf Minuten gehen sie ununterbrochen vorbei. Endlich verschwinden sie. Dann gehen wir schnell weiter, da wir Angst haben, dass die Wache unsere Flucht bemerkt haben könnte.

Kaum haben wir einige Meter zurückgelegt, hören wir ganz nah erneut Schritte, so nahe, dass wir nur Zeit haben, uns an die Mauern zu schmiegen. Was ist das? Vier Gendarmen! Sie sind in unserer Nähe.... vier Meter! Jetzt sind sie da!.. Uns gefriert das Blut in den Adern. Sie gehen vorwärts!... Sie gehen an uns vorbei. Sie drehen den Kopf nicht um!... Sie haben uns nicht gesehen !....

Wir sind davongekommen!... Wenn die uns gesehen hätten, wären wir dran gewesen, und wie dran!.. Wir hatten keinen Fluchtweg. Wir warten ab, dass sie sich etwas entfernen und machen uns auf's Neue auf den Weg..

Man muss so schnell wie möglich von hier weg. Unsere Flucht kann bemerkt werden.

Wir wechseln die Kleidung. Wir sind nun auf der Straße und gehen am Fenster der Wache vorbei, wo noch das Licht brennt. Wir setzen unseren Weg auf den Pfaden fort, die wir auch nehmen, wenn wir zur Arbeit gehen. Keine Begegnung.. Wir umgehen die Stadt auf einem verlassenem Pfad, hineingegraben in den Hang eines Berges, und überqueren den Friedhof, um unseren Weg abzukürzen.

Nun sind wir in der Nähe der Werkstatt, wo ich arbeitete Ich habe mich entschlossen, mir dort Zivilkleidung zu verschaffen. Ohne zu zögern und ohne Lärm zu verursachen dringen wir durch eine Tür, die kein Schloss hat, in einen Raum ein, wo die deutschen Arbeiter, die mit uns arbeiteten, ihre Arbeitskleidung zu lassen pflegten. Tastend, ohne Licht wählen wir schnell das aus, was wir brauchen. Wir ziehen uns die Kleidung an und lassen die unsere als Ersatz zurück.

4. Kapitel

Erste Etappe zur Grenze

Erste Nacht des Marsches, 12./13. September

Wir schultern unsere Säcke und kommen, ohne belästigt zu werden, heraus. Wir befinden uns nun in einem gefährlichen Abschnitt, der seine Gefährlichkeit der Eisenbahnlinie Köln-Berlin verdankt. Wir überqueren sie schnell durch eine Unterführung, und einem kleinen Pfad folgend gelangen wir aufs freie Feld.

Auf dem Weg nach Holland. Wir beginnen frei zu atmen. Der erste Schritt Richtung Freiheit ist getan! Aber das ist wenig. Wir müssen in der Tat nach Holland gelangen. Das ist eine Strecke von 250 bis 300 Kilometern... Luftlinie, und wie viel in Wirklichkeit?

Und dann die Gefahren, die zu vermeiden sind... Doch es ist nicht der Augenblick um zu zögern. Es ist drei Uhr nachts. Wir müssen während der zwei Stunden, die uns bis zum Gefangenenappell verbleiben, eine maximale Entfernung zwischen uns und unseren Ausgangspunkt legen.

Querfeldein

Wir gehen sehr schnell Richtung holländische Grenze. Es ist für uns einfach, sie zu finden dank des Polarsterns, der in dieser Nacht gut sichtbar ist. Nach einer halben Stunde Vorwärtsbewegung kommen wir zu einem Dorf, dann verlassen wir den Weg, um querfeld-ein zu marschieren. Unter einem wunderbaren Vollmond überqueren wir ein unebenes Gelände. Stellenweise müssen wir klettern, und das mit außerordentlich schweren Säcken. Der Schweiß läuft uns in großen Tropfen herunter, unsere Hemden sind durchnässt, unsere Schultern tun weh, aber niemand unter uns beklagt sich, und wir gehen weiter.

Wir überqueren ein sehr schwieriges Gelände, gebildet aus Schluchten und Hängen. Die Zuckerrüben-, Haferfelder und die Weiden sind mit Stacheldraht umzäunt. Wir ziehen es vor, über sie zu klettern, statt sie mit unseren Drahtscheren zu zerschneiden, aus Angst, dass man die Spuren unserer Route wiederfindet.

Plötzlich kommen wir auf eine riesig große Hochebene. Die Ernte ist eingebracht und aufgehäuft. Es wird einfacher zu gehen. Es ist vier Uhr. Man muss sich beeilen, weil uns nur noch eine Stunde zu gehen bleibt. Dann glauben wir in der Ferne eine schwarze Masse bemerkt zu haben. Wir nähern uns und erblicken einen Wald. Da er auf unserem Wege liegt, gehen wir in seine Richtung. Und nach einer guten Stunde verschärften Marsches kommen wir zum Waldrand. Wir gehen an ihm entlang und suchen eine Gruppe von Bäumen, die dicht genug ist um, uns zu verstecken.

Ruhepause unter Tannen

Nach einer halben Stunde Suche finden wir eine Schonung junger, sehr dicht gepflanzter Tannen. Wir gehen da hinein. Bald müssen wir kriechen. Da wir nach einigen Metern nichts sehen, müssen wir uns aneinander festhalten. Als wir uns in Sicherheit glauben, strecken wir uns auf dem Rasen aus, und bald schlafen wir tief ein. Als wir wach werden, gleiten die Sonnenstrahlen durch die Tannen und beleuchten uns.

Wir essen, weil wir Hunger haben. Wir trinken einen Schluck Kaffee, den wir vorsorglich in unseren Feldflaschen mitgenommen haben. Der Tag vergeht mit munterem Geplauder. Wir stellen uns die Gesichter unserer Kerkermeister vor, wenn sie morgens den Käfig zerbrochen und die Vögel weggefliegen vorfinden. Wir denken auch an Fabrikbesitzer, der seinen Bohrer und seine Drahtscheren sucht, und an die Arbeiter, die morgens ihre Arbeitsklamotten anziehen wollen und statt deren die unsrigen finden.

Mittags krieche ich mit meinem Kameraden Michel bis zum Waldrand, um das Gelände mit unserem Fernrohr genau zu betrachten. Es scheint mir eben zu sein; ein Kilometer uns gegenüber führt ein Weg, etwa eine Meile weiter schließt eine vom Wald gezeichnete Linie den Horizont.

Währenddessen wurde das Wetter regnerischer; einige Regentropfen beginnen zu fallen. Es wird davon genug für den ganzen Abend geben, aber das stört uns nicht, wir sind durch die Tannen geschützt.

Der Tag vergeht, ohne dass wir behelligt werden

5. Kapitel

Im Paderborner Gebiet

Zweite Nacht des Marsches, 13./14. September

Wir machen uns halb zehn auf den Weg bei sehr schlechtem Wetter. Der Regen fällt, fein und dicht gepeitscht von einem stürmischen Wind. Der Himmel ist dunkel, kaum sehen wir zehn Meter weiter.

Durch Pferche und Stacheldrahtverhaue

Wir überqueren ein Zuckerrüben- und ein Weizenfeld und kommen zu dem Weg, den wir schon gestern gesehen haben. Wir folgen ihm etwa zwei, drei Kilometer. Nach einem Blick auf den Kompass finden wir, dass er uns zu sehr nach Westen führt, wir verlassen ihn und gehen durch zahlreiche Zäune und sehr schwer zu überwindende Stacheldrahtverhaue. Eine Stunde lang gehen wir querfeldein und überklettern mindestens fünfzig Zäune.

Wir stoßen auf einen Weg, der in die korrekte Richtung zu führen scheint, nach einem Blick auf den Kompass folgen wir ihm. Er wendet sich zu sehr nach Westen, und wir verlassen ihn für einen Pfad, der aber zu sehr nach Osten führt. Wir sind gezwungen, ihn zu verlassen, um auf's Neue querfeldein zu marschieren. Da hört das Gelände auf, eben zu sein. Wir überqueren Täler, um danach wieder hochzusteigen.

Vom Durst gequält

Eine neue Folter quält uns, der Durst. Seit dem Anfang unserer Flucht haben wir kein Wasser finden können. Um unseren Durst zu löschen, versuchen wir an Steckrüben zu saugen, aber sie erfrischen uns kaum.

Das Gelände wird mehr und mehr uneben, es sind nur Hügel und Hänge, wenig bebautes Land. Beinahe eine Wüste, kein Dorf am Horizont.

Seit kurzem ist das Wetter wieder schön geworden, man sieht klarer und weiter nach vorne. Trotzdem fällt es uns schwer, unseren Marsch korrekt zu führen. Da der Polarstern nicht erschienen ist, müssen wir jeden Augenblick unseren Kompass zu Rate ziehen. Wir machen Umwege nach rechts und links, um mehrere sehr dichte Tannenwälder zu umgehen. Trotzdem bin ich der Meinung, dass wir uns zu sehr nach rechts halten, mehrere Male bemerke ich es gegenüber meinem Kameraden Doche, der die Marschrichtung angibt, aber er teilt meine Meinung nicht.

Der Durst quält uns immer noch, es ist unmöglich einen Tropfen Wasser zu finden

Gegen Mitternacht stößt unsere Gruppe plötzlich auf eine sehr tiefe Schlucht, eingerahmt von hohen und von riesigen Tannen bedeckten Hügeln. Wir folgen einem engen und dunklen Pfad am Ufer eines ausgetrockneten Gebirgsbachs. Es ist so dunkel, dass wir kaum einige Meter vor uns sehen.

Diese in das Gelände hineingefressene und tiefe Schlucht, diese große Tannen, die ihre Zweige ausstrecken, machen den Ort gespenstisch. Eine gute halbe Stunde lang gehen wir so

im Gänsemarsch, ohne ein Wort zu sprechen, verängstigt, vom Durst gequält. Plötzlich verbreitet sich unser Pfad und endet auf einer Wiese inmitten einer ringförmigen Gebirgskette.

Das Gelände ist sumpfig; ein leises Wasserplätschern lässt sich ganz in der Nähe hören, in einigen Metern erscheint uns auf der Wiese ein kleiner Brunnen. Wir springen vor Freude auf bei diesem Anblick und löschen unseren Durst in großen Zügen, wir nehmen uns nicht einmal die Zeit, unsere Säcke abzulegen. In diesem Augenblick haben wir einen wunderbaren Vollmond. Der Ort, wo wir sind, erscheint uns wild und großartig. Wir ruhen uns etwas aus. Wir haben Zeit zu essen und unsere Feldflaschen für unterwegs zu füllen. In diesem Augenblick mag es etwa halb zwei sein.

Auf dem Weg nach Paderborn

Nachdem wir bis dahin einer Schlucht gefolgt sind, stoßen wir gegen halb drei auf einen breiten Weg. Das muss die Nationalstraße von Warburg nach Paderborn sein. Einige hundert Meter weiter sehen wir in der Tat an einem Kilometerstein die Worte „Paderborn achtzehn Kilometer“.

Wir sind entschlossen die Stadt noch vor Tagesausbruch zu erreichen, und uns bleiben kaum noch drei Stunden um zu gehen. Um schneller voranzukommen, folgen wir nun diesem Weg trotz der Gefahren, die damit verbunden sind. Wir marschieren im Gänsemarsch unter dem Schatten der großen Bäume, die ihn säumen. Unsere Gangart ist so schnell, dass wir morgens um halb fünf nur vier Kilometer vor der Stadt sind.

Wir beschließen dann, querfeldein zu gehen und die Stadt rechts zu umgehen. Wir durchqueren mehrere sehr dichte Tannenwälder, eine Schlucht, durch die ein ziemlich breiter Bach fließt, wo wir aber das andere Ufer mit Hilfe eines Bretts, das sich gerade dort befindet, erreichen können. Häuser im Tal an beiden Seiten zeigen die Vorstädte einer großen Stadt an. Bei Sonnenaufgang kommen wir zu einer kleinen Straße, gesäumt von sträucherbedeckten steilen Hängen. Wir beschließen, uns dort zu verstecken, um den Tag da zu verbringen. Aber der Ort ist derartig voll von Brombeeren und Stechginstern und Stacheln, dass wir nach zwei oder drei Versuchen, bei denen wir uns Gesicht und Hände zerkratzt haben, diese Stelle verlassen. Von da aus klettern wir auf den Gipfel des Hügels, wo wir uns in einem sehr dichten Tannenwald, etwa zwanzig Meter vom Waldrand entfernt, verstecken.

Der Tag des 14. September im Wald

Der Vormittag verstreicht ohne Zwischenfall. Gegen Mittag krieche ich bis zum Waldrand, um mit meinem Fernglas das Gelände zu erkunden. Da mein Beobachtungspunkt ziemlich hoch ist, kann ich auf große Entfernung hin sehen.

Wir hatten beschlossen, Paderborn von rechts zu umgehen, aber ich erblicke von dieser Seite her ein äußerst schwieriges Gelände, durchschnitten von Schluchten und steilen Hügeln. Ich berichte darüber meinen Kameraden, und wir beschließen, die Stadt vom Süden her zu umgehen. Ich studiere auch die Karte und merke mir die Stadt Diebruck (*gemeint ist wohl Delbrück*) als Orientierungspunkt.

Am Spätnachmittag um drei oder vier Uhr Alarm. Zwei oder drei Jagdhunde kommen in unsere Nähe, aber glücklicherweise bellen sie nicht. Wir hören auch die Schritte von Fußgängern, die am Waldrand vorbeigehen, etwa zwanzig Meter von uns entfernt.

6. Kapitel.

Auf der Suche nach der Lippe.

Dritte Nacht des Marsches, 14./15. September

Wir befinden uns in der Nähe einer großen Stadt, der Stadt Paderborn, und wir haben Angst, verspäteten Fußgängern zu begegnen. Deshalb warten wir bis elf Uhr abends, um loszugehen. Wir setzen uns für diese Nacht das Ziel, einen wichtigen Fluss, einen Nebenfluss des Rheins, die Lippe zu erreichen. Sie entspringt bei Paderborn fließt acht oder zehn Kilometer nördlich. Während des Tages habe ich die Karte gründlich studiert, ich habe sogar in groben Zügen, damit man sie auch in der Nacht erkennen könne, eine Skizze vom zu durchstreifenden Gelände gemacht. Das Gebiet ist gefährlich und sehr schwierig, es ist von mehreren wichtigen Eisenbahnlinien und Nationalstraßen durchgezogen. Um sie zu vermeiden, muss man völlig querfeldein laufen. Oh, diese „Querfeldeinlauferei“, welch' ein Kreuz!

Gegen elf Uhr also machen wir uns auf den Weg. Auf Bitten meiner Kameraden übernehme ich die Führung des Marsches. Wir steigen vom Hügel herab, wir kommen zu unserem Ausgangspunkt zurück und müssen dazu die große Straße Warburg – Paderborn überqueren - genau am gleichem Ort, wo wir es letzte Nacht getan hatten. Wir haben einen großartigen Vollmond, und der Polarstern führt uns wunderbar. Ich habe die Karte und die zu folgenden Orientierungspunkte im Kopf.

Die große Eisenbahnlinie Essen- Berlin

Zuerst überqueren wir ein ebenes, von glücklicherweise eingebrachten Ernten bedecktes Gelände, eine halbe Stunde später eine Eisenbahnlinie und eine tiefe Schlucht. Dort fließt ein ziemlich starker Fluss, der auf unserer Karte nicht eingezeichnet ist. Wir ziehen unsere Schuhe aus und waten durch das Wasser bis zu den Knien. Fünfhundert Meter weiter finden wir eine große Nationalstraße, dann eine andere einige hundert Meter weiter. Sechs Kilometer weiter müssen wir über die Eisenbahnlinie Essen-Berlin - eine Linie mit fünf oder sechs Gleisen, was sehr gefährlich ist. Wir nähern uns ihr durch ein ebenes und bebautes Gelände.

Wir gehen durch zahlreiche Zuckerrüben- und Steckrübenfelder durch kultiviertes Land. Wir gleiten durch zahlreiche Stacheldrahtzäune. Das Land ist voll damit. Macht nichts, wir überwinden die Hindernisse und kümmern uns nur um die vom Polarstern vorgezeichnete und zu befolgende Richtung. Die Nähe der Eisenbahnlinie zeigen uns Rauchwolken und beleuchtete Wagen.

Wir erreichen die Eisenbahnlinie nur nach zwei Stunden außerordentlich ermüdenden Marsches. Wir sind durch die beträchtliche Zahl von Zügen, die ohne Pause vorbeifahren,

erschrocken. Wir sind nicht mehr als fünfzig Meter entfernt, auf einem Zuckerrübenfeld, als ein Güterzug genau uns gegenüber ankommt. Wir werfen uns auf den Bauch, um vom Zugpersonal nicht bemerkt zu werden. Wenn sie uns sehen, könnten sie es an der nächsten Station melden.

Jetzt geht es darum über die Gleise zu kommen, ohne uns überfahren zu lassen. So schnell wie möglich klettern wir über den breiten Zaun, der uns davon trennt. Wir schauen in beide Richtungen, als wir direkt an den Gleisen sind. Ein neuer Zug ist schon sichtbar. Wir sehen schon die Lichter der Lokomotive, aber wir glauben noch genug Zeit zu haben, um herüber zu gelangen.. Also wir überqueren im Laufschrift die vier Gleise der großen Linie. Kaum haben wir zwanzig Meter zurückgelegt, als der Zug uns beinahe gegenüber ist. Noch einmal werfen wir uns auf den Boden, um nicht gesehen zu werden.

Wir nehmen unseren Weg wieder auf. Bis zur Morgendämmerung immer die gleichen bebauten Felder oder Weiden, durchschnitten hier und dort von einigen Pfaden, die wir überqueren. Wir gehen noch durch zahlreiche Zuckerrübenfelder und Kartoffeläcker, überwinden ebenso viele Zäune und auch einige Schluchten, wo wir das nötige Wasser finden, um unseren Durst zu löschen. Gegen fünf Uhr scheint das Gelände sich in Richtung riesiger Wiesen zu neigen. Der Boden ist von zahlreichen breiten und tiefen Gräben durchschnitten, die unseren Gang hemmen. Der Charakter der Landschaft zeigt, dass wir uns einem ziemlich wichtigen Fluss nähern, das müsste die Lippe sein

Eine kritische Lage

Aber es beginnt zu tagen und wir müssen ein Versteck für den Tag finden. Kein Wald ist in unserer Nähe zu sehen. Wir gehen noch eine halbe Stunde, es ist sechs Uhr.. Die Lage wird kritisch. Es ist beinahe schon hell, und auf allen Seiten ist nichts, wo wir uns verstecken könnten, nur eine immense Wiese. Wir können jeden Augenblick entdeckt werden. Meine Kameraden fangen an, den Mut zu verlieren.

Wir gehen nah an einem Bauernhof vorbei, wo die Leute schon wach sein müssen, weil das Licht brennt. Bei unserem Vorbeigehen bellen die Hunde laut, aber niemand kommt glücklicherweise heraus. Wir fahren fort, uns nach einem schwarzen Punkt zu richten, den wir seit einiger Zeit sehen. Wir erreichen ihn am frühen Morgen. Es ist ein ziemlich dichter Weidenhain, wo wir uns verstecken können, aber unglücklicherweise ist der Boden sehr sumpfig. Da wir keine Wahl haben, akzeptieren wir dieses Asyl. Aus Vorsicht beobachte ich doch die Gegend. Einige Schritte weiter entdeckte ich einen Bauernhof. Das Beste ist, dort zu bleiben, wo wir sind.

Wir wählen die trockenste Stelle aus. Trotzdem stecken unsere Füße im Schlamm Wir schneiden Weidenzweige ab, stecken sie um uns herum in den Boden, um leere Stellen zwischen den Weidenreihen zu verstopfen, von wo aus man uns sehen könnte. Der Tag vergeht ohne Zwischenfall, wir hören die Leute vom Bauernhof reden, kommen und gehen. Die Kinder weiden ihr Kleinvieh und gehen auf der Wiese etwa zwanzig Meter an uns vorbei, aber sie behelligen uns nicht.

Was uns viel mehr beunruhigt ist, dass wir die Lippe noch nicht erreicht haben. Sie scheint aber nicht sehr weit zu sein. Die Karte zeigt uns, dass das Gelände, das wir die nächste Nacht zu überqueren haben, ziemlich sumpfig sein muss, da wir, nachdem wir die Lippe überquert haben, einen anderen Fluss, die Ems überschreiten und ihm bis Münster werden folgen müssen.

7. Kapitel

Eine Nacht der unglücklichen Zufälle

Vierte Nacht des Marsches, 15./16. September

Gegen halb zehn machen wir uns auf den Weg. Leider ist der Himmel bedeckt, man sieht keinen Stern.

Ein schwieriger Gang. Wir überqueren mehrere durch Stacheldraht oder Hecken abgeschlossene Wiesen und kommen in die Nähe eines Dorfes, das uns ziemlich groß zu sein scheint, es leuchten dort zahlreiche Lichter. Wir nähern uns ihm und versuchen, es durch die Gärten zu umgehen, aber wir werden aufgehalten durch Zäune und Hecken. Nach mehreren vergeblichen Versuchen finden wir einen kleinen Pfad, der es umgeht. Wir berühren beinahe einige Häuser, aus denen wir Stimmen hören, aber niemand kommt heraus, als wir vorbeigehen. Etwas weiter stoßen wir auf einen kleinen Weg; wir schauen auf unseren Kompass, und da die Nadel anzeigt, dass der Weg in die richtige Richtung führt, folgen wir ihm. Wir gehen noch einmal an mehreren Häusern vorbei. Einige Hunde bellen laut, aber keiner greift uns an.

Nachdem wir einen kleinen Bach auf einem hölzernen Steg überquert haben, halten wir eine Minute, um unsere Feldflaschen zu füllen. Plötzlich biegt unser Weg nach links ab. Einige hundert Meter weiter sind wir gezwungen einen Pfad zu nehmen, der uns auf die Wiesen führt. Nach weiteren hundert Metern machen uns die dichten, schwer zu überwindenden Hecken den Gang äußerst schwierig. Wegen der zahlreichen Abzweigungen müssen wir jeden Augenblick unseren Kompass zu Rate ziehen, den wir beleuchten, indem wir ein Streichholz anzünden. Um das Unglück voll zu machen wird es dunkel. Wir sehen kaum fünfzig Meter weit.

Da ist die Lippe

Ein Weg führt uns auf eine breite Wiese, an deren Ende sich ein Fluss erstreckt. Ich zeige ihn meinen Kameraden und sage ihnen „Hier ist die Lippe!“ Wir sind zufrieden: das ist der sichere Beweis dafür, dass wir der richtigen Richtung folgen.

Es geht jetzt darum, eine Brücke zu finden, um ans andere Ufer zu gelangen. Wird diese Brücke nicht bewacht sein, wie einige behaupteten?.... Um Gottes Willen! Wir beschließen am linken Ufer entlang zu gehen, da nach unserer Karte sich dort die Brücke befindet, die der von uns gefundene Weg überquert. Wir legen etwa zweihundert Meter zurück, als plötzlich vor uns eine steinerne Brücke mit nur einem Bogen über dem Fluss erscheint. Bevor wir sie betreten spähen wir aus, ob sich dort eine Wache befindet. Wir sehen nichts. Vorwärts! Wagen wir es! Wir gehen schnell hinüber ohne jemanden zu sehen.

Einmal am anderen Ufer stoßen wir einen Seufzer der Erleichterung aus. Wir haben ein Hindernis überwunden, das nach Aussagen aller Entflohenen das zweitgefährlichste nach der Grenze ist.

Von ganzem Herzen danken wir Gott, der unsere Wünsche so gut erfüllte. Unser Vertrauen in die Vorsehung und in die heilige Jungfrau ist noch viel stärker geworden.

In der Tat, der einzige Wasserlauf, der uns noch zu überwinden bleibt, ist der große Kanal bei Münster, der Kanal von Dortmund zur Nordsee. Er scheint noch gefährlicher zu sein, weil er in einer Entfernung von fünfzig bis sechzig Kilometern an der ganzen holländischen Grenze entlang geht, er bildet ein natürliches Hindernis, eine Barriere für alle Entflohenen, die in Richtung Holland zur Grenze wollen. Daher ist es wahrscheinlich, dass die Brücken mit Aufmerksamkeit bewacht werden.

In einem Labyrinth von Straßen.

Nach der Überquerung der Brücke folgen wir einer Straße, die die Straße nach Delbrück sein soll. Das ist sie in der Tat, etwa zweihundert Meter weiter kann ich an einem Wegweiser, an dem ich, um besser zu sehen, hochgeklettert bin, lesen: "Delbrück zwölf Kilometer"

Unsere Freude ist groß, als wir sehen, dass unsere Karte uns auf einer Distanz von fünf und zwanzig Kilometer und querfeldein vollkommen richtig geführt hat. Wir beschließen nun, dem Weg bis auf eine Entfernung von drei bis vier Kilometern bis zur Stadt zu folgen, um dann nach links zu halten, um die Stadt zu umgehen, aber nach etwa einer halben Stunde Marsch kommen wir zu einer Wegkreuzung, wo fünf kleinere Wege ohne Hinweisschild zusammentreffen.

Wir ziehen unseren Kompass erneut zu Rate, und wir nehmen den Weg, der sich am besten sich an unserer Richtung zu orientieren scheint. Aber er macht viele Windungen, und nach einer Viertelstunde Marsch fragen wir uns, ob wir noch auf dem richtigen Weg sind. Es scheint uns, dass wir uns zu sehr nach rechts halten.

Wir kommen zu einer neuen Kreuzung, wo es auch ein Hinweisschild gibt. Ich klettere hinauf. Wie groß ist meine Überraschung, als ich lese, dass wir die Richtung Paderborn statt Delbrück genommen haben. Ich lese in der Tat: "Paderborn 28 Kilometer."

Für eine Zeit haben wir der Grenze den Rücken zugekehrt. Glücklicherweise steht auf einem Schild es linken Weges "Delbrück". Wir schlagen schnell diesen Weg ein, um die verlorene Zeit einzuholen.

Etwa anderthalb Stunden gehen wir, ohne ein Haus zu sehen. Die Gegend ist verlassen und durch große Bäume, die über dem Weg eine Art Gewölbe bilden, auch verdunkelt. Wenigstens ist der Weg gerade, wie mit dem Lineal gezogen. Wir stoßen doch auf einen Bauernhof bei einer Kreuzung mit einem anderen Weg, und da es Mitternacht ist, beschließen wir ganz in der Nähe der Gebäude Halt für eine Pause zu machen

Nach einem erneuten Blick auf den Kompass stellen wir fest, dass wir der korrekten Richtung folgen, und wir machen uns wieder auf den Weg. Während anderthalb Stunden folgen wir diesem immer noch sehr geraden Weg. Plötzlich hört er an der Kreuzung mit einem Pfad, der ihn beinahe rechteckig schneidet, auf. Wir gehen in eine Allee gegenüber hinein, aber sie führt uns hundert Meter weiter zum Gitter eines Privatbesitzes. Wir kommen zurück und nehmen den Weg nach links, der uns aber zu sehr nach Westen zu führen scheint, aber bald ist es uns unmöglich querfeldein zu gehen, da das Gelände extrem sumpfig und von zahlreichen Bewässerungskanälen durchzogen ist. Also beschließen wir, den ersten Weg zu

nehmen, der nach links abbiegt.

In diesem Augenblick ist es zwei Uhr nachts. Es ist immer noch sehr dunkel, und einige Regentropfen beginnen zu fallen. Nach etwa zwei Kilometern weiter nehmen wir einen Weg nach rechts, dieser führt zu sehr nach Norden, kann aber den Umweg nach links ausgleichen. Wir werden übrigens durch ein Hinweisschild, das sich an einer Kreuzung dieses Weges befindet, bestärkt. Es zeigt Lippstadt an, eine Stadt an der Lippe, zwölf Kilometer links.

Nass bis auf die Knochen

Wir folgen diesem neuen Weg seit etwa einer Stunde, als es plötzlich in Strömen zu regnen beginnt. Wir sind gezwungen, Schutz unter den Bäumen zu suchen. Der Regen verdoppelt seine Stärke; es regnet wahre Sturzbäche, wir sind bald bis auf die Haut durchnässt.

Wir suchen um uns herum. Kein ernsthafter Schutz bietet sich an, und das Gewitter geht weiter. Der Himmel ist pechschwarz. Nach einer halben Stunde ist die Lage nicht mehr auszuhalten. Erschöpft, ausgelaugt durch vier nächtliche Gänge durch Feld und Wiesen, bibbern wir vor Kälte, und das Fieber beginnt von uns Besitz zu ergreifen. Wir beraten und beschließen einen ernsthaften Schutz für den Tag zu suchen, koste es, was es wolle; ohne das laufen wir Gefahr krank zu werden und unseren Weg nicht mehr fortsetzen zu können.

Ganz in der Nähe, etwa zweihundert Meter weiter, glauben wir, im Vorübergehen einen Bauernhof gesehen zu haben. Wir begeben uns dorthin. Zuerst versuchen wir, uns in einem Heuschober zu verstecken, aber wir geben nach einem Versuch diesen Plan auf, weil wir Angst haben, entdeckt zu werden, dieser Schober liegt direkt an der Ecke zwischen dem Weg und dem Pfad, der zum Hof führt, etwa fünfzig Meter vom Letzteren entfernt. Ich schlage meinen Kameraden vor, einen Schutz in den Gebäuden des Hofes selbst zu suchen, Stroho- oder Heuboden z.B., und uns dort zu verstecken. Sie finden das Unternehmen gefährlich, willigen am Ende aber doch ein, mir dabei zu folgen.

Tollkühner Aufstieg auf einen Heuboden

Wir nähern uns dem Hof leisen Schrittes und umkreisen zuerst die Gebäude. Kein Licht brennt, kein Hund bellt, wovon wir Angst haben. Durch eine halb geöffnete Tür erblicken wir eine Scheune. Ich trete ein, meine Kameraden folgen mir. Wir entzünden ein Streichholz. Ein Wagen befindet sich im Scheuneninneren. Wir blicken zur Decke, um zu sehen, ob es nicht einen Heuboden gibt. In der Tat erblicken wir durch die schlecht zusammengesetzten Bretter Stroh in einem ebenso schlecht zusammengezimmerten Raum. Eine Falltür befindet sich genau über dem Wagen. Das verführt uns dazu, das Unternehmen zu wagen und hinaufzusteigen, um nachzusehen. Schnell legen wir unsere Säcke ab und entzünden eine vorsichtshalber mitgenommene Kerze. Ich klettere auf den Wagen und springe mit Hilfe meiner Handgelenke auf den Speicher. Meine Kameraden reichen mir die Säcke und klettern ebenfalls hinauf. Es ist ein kleiner angebauter Speicher, ziemlich eng, der sich an einen großen Futterspeicher anlehnt. Eine gute Strohschicht von etwa sechzig bis achtzig Zentimetern liegt dort. Sie scheint lange Zeit nicht mehr umgerührt worden zu sein. Es gibt kein Zögern mehr, die Zeit schreitet voran. Es ist etwa vier Uhr, die Leute werden vielleicht bald wach sein. Wir verstecken unsere Säcke an der Wand entlang, um sie später einfacher zu finden. Wir legen uns so tief wie möglich in das Stroh und bedecken uns mit einer Schicht von mindestens fünfzig Zentimetern, um nicht sichtbar zu sein, wenn jemand kommen sollte. Bald fallen wir in einen tiefen Schlaf, so sehr sind wir von Müdigkeit ergriffen.

Ein französisches Lied: "Wiegenlied unter den Sternen" ("*La berceuse sous les étoiles*")

Acht Stunden etwa schlief ich, als ein Gesang an meine Ohren drang: Direkt neben mir sang eine männliche und tönende Stimme "Das Wiegenlied unter den Sternen". Ich erwachte und hörte das alte französische Lied:

Während die Glücklichen, die Reichen und die Großen in ihren seidenen oder feinleinen Betten ruhen, hören wir, die Unglücklichen, die Verachteten, die Bettler "Das Wiegenlied unter den Sternen".

Der Sänger ahnt gewiss nicht, wie sehr die Worte seines Liedes passen. Nach einigem Nachdenken schließen meine Kameraden und ich daraus, dass der Sänger mit akzentfreiem Französisch ein am Hof zwangsbeschäftigter Kriegsgefangener sein muss. Unsere Meinung ist keineswegs verwegen, da wir während des Tages die Stimmen von vier französischen Kriegsgefangenen und einer deutschen Wache erkennen. Sie kommen und gehen zum Heuboden neben uns. Wir hören sie sehr deutlich zur Hälfte Französisch, zur anderen Hälfte Deutsch sprechen. Das Gespräch kommt ständig auf den Krieg, aber auf einem wenig patriotischen Ton. Unnützlich, zu sagen, dass wir uns ruhig halten. Leute kommen auch in den Heuboden, an die Seite und unter uns, aber niemand kommt uns zu nahe.

Abgesehen von diesen Gefühlsaufwallungen vergeht der Tag ohne Zwischenfälle. Wir warten elf Stunden, um aus unserer Unterkunft herauszugehen. Wir machen es genau so wie wir hereingekommen sind.

8. Kapitel.

In der Umgebung von Wiedenbrück.

Fünfte Marschnacht, 16./17. September

Sofort nachdem wir aus den Gebäuden heraus sind machen wir uns auf den ganz nahen Weg.

Das Wetter ist wieder schön geworden, und der Mond scheint wunderbar. Ausgeruht und tatendurstig fühlen wir uns imstande, Kilometer zu fressen. Unglücklicherweise konnten wir nicht tagsüber unsere Karte studieren und unseren genauen Standpunkt bestimmen. Wir wissen trotzdem, dass sich die holländische Grenze nordwestlich von uns befindet, und dass wir nur dieser Richtung zu folgen haben.

Begegnung mit einem Entflohenen

Kaum haben wir einige Meter zurückgelegt, als ein Schatten neben uns auftaucht, direkt am Grabenrand. Es ist ein Mann; er trägt leichte Schuhe und einen Sack wie wir. Aus dem starken französischen Akzent, mit dem er sein „gute Nacht“ ausspricht, schließen wir, dass es ein Kriegsgefangener sein muss, ein Kamerad, der auch in Richtung Grenze strebt. Wir folgen unserem Weg etwa einen Kilometer, dann verlassen wir ihn in der Hoffnung, einen Seitenpfad in der korrekten Richtung zu finden. Es ist uns unmöglich querfeldein zu gehen, das Gelände ist zu sumpfig.

Marsch durch den Schlamm

Selbst unser Weg ist sehr schlecht, wir haben den Schlamm bis oberhalb der Fußgelenke. Wir gehen beinahe eine Stunde, ohne einen richtigen Weg zu finden, als wir gegen Mitternacht auf einen wichtigen, von Bäumen gesäumten Weg stoßen, der geradewegs nach Norden führt.

Wir beschließen, ihm zu folgen, aber wir wissen nicht genau, wo wir uns befinden. Wir folgern aber, dass wir, wenn wir diesen Weg nach Norden gehen, auf den Fluss Ems stoßen werden, der Richtung Münster geht. Wir machen für einen Augenblick bei einem kleinen Bach Halt für unsere gewohnheitsmäßige Mitternachtspause. Wir essen, füllen unsere Feldflaschen, wir waschen uns, was uns sehr wohltut. Nun frisch und bereit machen wir uns auf den Weg.

Zwei Stunden lang marschieren wir fast pausenlos in Laufschrift.

Nach Wiedenbrück

Wir kommen dann in die Nähe einer Stadt, die wichtig sein muss nach seinem Friedhof zu urteilen, den wir passieren. Um zu vermeiden sie zu durchqueren, halten wir uns links. Wir sind nun ganz in der Nähe der Ems. Unser Weg führt am Fluss entlang und durch ebenes Gelände. Wir selbst überqueren alle Augenblicke Flüsse und Kanäle, die alle in Richtung Ems fließen. Wir wünschen lebhaft eine Kreuzung herbei, um einen Wegweiser zu finden, als unser Blick auf einen solchen fällt, wo in großen Buchstaben steht "Wiedenbrück vier Kilometer".

Wir sind entzückt. Wir glaubten nicht, eine so große Entfernung zurückgelegt zu haben und so genau auf dem richtigen Weg zu sein. Wir gehen noch eine Viertelstunde, und da es schon halb fünf ist, beschließen wir, ein Versteck zu suchen, bevor wir in die Stadt kommen.

Ein unerwünschter Besuch

Wir nehmen einen kleinen Wald in Augenschein. Er ist ziemlich dicht und scheint zu genügen, uns während des Tages zu verbergen. Wir wählen die dichteste Stelle aus, nahe dem Waldrand, entlang einer dichten Hecke von Brombeeren etwa fünfzig Meter von der Straße.

Es ist Sonntag, wir sehen durch die Hecke die Spaziergänger auf der Straße, und die Leute, die zur Messe gehen oder von dort kommen. Westfalen ist ein sehr katholisches Land mit einer sehr praktizierenden Bevölkerung. Gegen Abend am Spätnachmittag werden wir von Fasanenjägern beunruhigt. Sie schießen etwa hundert Meter entfernt im Wald. Das Blei schlägt neben uns ein, beschädigt aber nur die Zweige. Gegen zehn Uhr gehen unsere Jäger weg, ohne uns weiter zu belästigen.

9. Kapitel Zwei gestörte Nächte

Sechste und siebte Nacht des Marsches, 17.-18.-19. September

Wir gehen um zehn Uhr los. Sobald wir aus dem Wald heraus sind, nehmen wir wieder den Weg, dem wir in der vorherigen Nacht gefolgt sind. Querfeldein zu gehen ist eine undurchführbare Sache, wir beschließen nun, den ersten Weg nach links zu nehmen, um Wiedenbrück zu vermeiden.

Eine lustige Begegnung

Kaum haben wir einige Meter auf dem Weg zurückgelegt, hören wir lustige Gesänge und Schreie. Wir meinen, dass sie aus einem benachbarten Café kommen und gehen weiter. Das ist ein Irrtum. Einige Meter weiter an einer Biegung begegnen wir einer Gruppe von etwa dreißig Jungen und Mädchen, die anständig getrunken zu haben scheinen, und die einander

wohlgesonnen sind. Im Vorübergehen richten sie einige Scherzworte an uns, worauf wir nicht antworten, aus dem guten Grund, weil wir nichts davon, was sie uns sagen, verstehen. Wir gehen schnell vorbei, und sie setzen auch ihren Weg fort, ohne sich weiter um uns zu kümmern.

Einige hundert Meter weiter nehmen wir einen kleinen Weg zu unserer Linken, aber er führt direkt südwärts. Wir verlassen ihn, um eine kleine, in unserer Karte eingezeichnete Eisenbahnlinie zu überqueren, und wir gehen jetzt Richtung Münster. Wir begegnen dann einem alten Mann, der uns "Gute Nacht" wünscht. Wir erwidern seinen Gruß und gehen weiter. Wir kommen zu einem Eisenbahnübergang. Die Schranken sind offen, aber wir hören im Bahnwärterhäuschen reden und wir sehen dort Licht. Sollen wir rüber? Ein kurzer Augenblick des Zögerns !!! Tollkühnes gelang uns immer!.... Also los! Und wir gehen herüber. Niemand belästigt uns.

Ein beunruhigender Radfahrer

Der Weg dem wir folgen ist sehr gut. Er scheint nicht sehr stark benutzt zu sein, aber direkt zur Grenze hinzuführen. Übrigens fällt es uns sehr leicht, uns zurechtzufinden, weil der Polarstern erschienen ist und der Mond großartig leuchtet.

Bis Mitternacht geht alles gut, aber plötzlich schrecken wir auf, ein Radfahrer erscheint und betrachtet uns ernsthaft. Wir warten darauf, dass er uns anspricht, und wir bereiten uns darauf vor, uns zu verteidigen oder die Flucht zu ergreifen; aber er fährt ohne ein Wort an uns vorbei.

Wir sind trotzdem sehr beunruhigt, weil wir Angst haben, dass er uns meldet und wir, wenn wir weitergehen, in eine Falle laufen. Wir beraten uns. Ich bin der Meinung den Weg zu verlassen und einen Umweg durch die Felder zu machen, aber meine Kameraden sind vom sumpfigen und von Gräben durchzogenen Gelände erschreckt. Also beschließen wir, dem Weg trotz der möglichen Gefahr zu folgen.

Nach einer Stunde marschieren ohne Zwischenfälle erscheinen Lichter vor uns. Ist das die auf der Karte aufgeführte Kleinstadt oder die Eisenbahnlinie? Wir dachten, noch weit davon entfernt zu sein. Das muss ein Dorf sein. Da es Mitternacht ist, ist es nicht gefahrvoll hindurch zu gehen... also gehen wir los!!

Verirrt mitten in der Stadt

Wir kommen näher. Die gesehenen Lichter kommen von Straßenlaternen, und in ihrem Licht sehen wir Häuser auf beiden Seiten der Straße. Diese ist gepflastert, was uns nicht überrascht, weil die meisten Städte in Deutschland gepflastert und erleuchtet sind. Aber nach zwei oder dreihundert Meter kommen wir zu einem von großen Häusern und Geschäften umgebenen Platz, statt aus dem Dorf heraus zu kommen. Das scheint uns viel zu bedeutend zu sein für ein Dorf!

Wir sind in einer Stadt, kein Zweifel ist mehr möglich! Aber was tun? Zurückzugehen lässt uns beträchtliche Zeit verlieren, und vielleicht werden wir gezwungen sein, einen großen Umweg zu machen, um herumzukommen. Wir sind perplex! Einfach versuchen hindurchzugehen ist wirklich gewagt.!... Wir riskieren, jeden Augenblick auf Polizisten, Streifen von Gendarmen oder auf Offiziere und Soldaten der Stadtgarnison zu stoßen! Macht nichts. Wir gehen offenen Auges weiter, immer auf der Hut, bereit zu einer plötzlichen Flucht oder zur verzweifelten Verteidigung.

Nun sind wir auf dem Platz, wir gehen durch die Mitte, uns so gut es geht nach dem Polarstern richtend, wir setzen unseren Weg auf einer Straße fort, die besser beleuchtet ist und in

eine aus der Stadt hinausführende Landstraße zu münden scheint. Wir gehen so eine gute halbe Stunde, überqueren mehrere kleine Plätze, gehen an öffentlichen Gebäuden vorbei, davon an zwei oder drei Kirchen, an der Gendarmerie, die wir an der deutschen Fahne und an der Inschrift "Deutsche Policemann" (?) erkennen. Ich gestehe, dass ich in diesem Augenblick ziemlich Schiss gehabt habe.

Aber wir haben Schwein, niemand zeigt sich am Horizont.

Am Bahnhof

Ganz in der Nähe, etwa fünfzig Meter weiter, kommen wir zu einer Kreuzung mehrerer Straßen. Eine Straße scheint besser beleuchtet zu sein und ist beiderseits von großen Bäumen gesäumt. Wir schließen daraus, dass sie aus der Stadt herausführen mag. Wir biegen da ein, als wir nach zweihundert Metern auf ein großes, hell erleuchtetes Gebäude stoßen. Kein Zweifel, wir sind am Bahnhof. Die Türen sind offen, Arbeiter kommen und gehen im Inneren, Angestellte sitzen in ihren Büros.

Ohne mit Diskussionen die Zeit zu verlieren verschwinden wir in eine kleine Straße, die links an den Gebäuden entlangführt. Glücklicherweise kreuzt niemand unseren Weg. Aber wir sind noch lange nicht gerettet, im Gegenteil in einer Art Falle, weil der Pfad, dem wir folgen an der Eisenbahnlinie entlangführt und von ihr nur durch eine sehr niedrige Hecke getrennt ist. Das Ganze ist geradezu verschwenderisch durch Gaslaternen beleuchtet.

Etwa hundert Meter weiter endet unser Pfad an einem Bahnübergang, aber die Schranken sind zu. Mehr noch. Eine beleuchtete Kabine zeigt, dass es dort einen Wärter gibt. Neben der Schranke läuft auf der anderen Seite ein Zug ein. Schell verstecken wir uns hinter einer schlecht gebauten Baracke unter landwirtschaftlichen Geräten. Sobald der Zug vorbei ist versuchen wir weiterzugehen, in der Hoffnung, einen sichereren Bahnübergang zu finden, aber nach einigen Metern sind wir direkt im Bahnhof selbst, inmitten von Bahnsteigen und Lagerhäusern.... Angestellte kommen und gehen, ihre Lampen schwenkend, auf den Bahnsteigen, das ist der Güterbahnhof.

Unsere Lage wird immer kritischer. Um das Unglück voll zu machen lässt sich der Lärm eines in den Bahnhof einfahrenden Zuges hören. Eine Art Blechkabine für die Signale befindet sich ganz in der Nähe. Wir werfen uns förmlich hinein und warten darauf, dass der Zug hinausfährt. Es ist ein Güterzug, und er hält direkt uns gegenüber! Dann wird rangiert, Wagen werden ganz in der Nähe unseres Verstecks an- und abgekoppelt. Nach einer Viertelstunde, die uns wie eine ganze vorkommt, fährt der Zug endlich ab! Wir atmen auf!

Vor der Nase des Schrankenwärters

Wir sind in einer richtigen Sackgasse.. Um herauszukommen, müssen wir zum Personenbahnhof zurückgehen, was sehr gefährlich ist. Wir fassen einen energischen Entschluss: wir gehen über den Bahnübergang, direkt vor dem Bahnwärterhäuschen.

Die Schranken sind immer noch zu, es gibt keine Türchen an den Seiten; wir überspringen die erste Schranke, laufen schnell über die Gleise, kommen zu der anderen Schranke, ich überspringe sie ohne zu zögern als erster geräuschlos, ohne das Bahnwärterhäuschen, das ganz in der Nähe ist, aus den Augen zu verlieren. Mein Kamerad Ravailh springt sofort nach mir, ebenfalls ohne Geräusch, aber unglücklicherweise verfängt sich Doche, der als letzter kommt, mit seinem Fuß in den Stangen der Schranke. Das Geräusch lockt den Wärter heraus. Er sieht Doche im Reitersitz auf der Schranke, und uns beide, die wir uns in diesem Augenblick direkt vor seiner Kabine befinden. Er macht eine verdutzte Miene! Und er hat allen Grund dazu! Er sieht drei Männer vor sich, seltsam gekleidet, voller Schlamm, versehen

mit Säcken und Beuteln. Wir sehen bestimmt nicht wie anständige Leute aus. Dann hebt der Wärter seine Laterne, betrachtet uns gründlich und zu unserer großen Überraschung geht er in seine Kabine zurück. Wir gehen schnell an ihm vorbei, ohne dass er ein Wort an uns richtet. Auf der anderen Seite ist freies Feld.

Nun sind wir endlich heraus aus der Stadt, eine Straße ist vor uns. Wir schlagen sie ein, aber nach hundert Meter verlassen wir sie, um einen kleinen Pfad links zu nehmen, da wir Angst haben, gemeldet worden zu sein und die Gendarmerie auf unseren Spuren zu haben, jetzt wo wir gesehen worden sind. Man muss so viel Vorsprung gewinnen wie nur möglich und vor Tageseinbruch vorankommen. Also Laufschrift! Wir gehen schnell, da der Pfad gut und solide geschlagen ist. Nach einer halben Stunde und weniger als vier Kilometern kommen wir zu einer richtigen Straße. Da versichert uns unser zu Rate gezogener Kompass, das wir in der genauen Richtung sind. Ohne Zeit zu verlieren folgen wir in höchster Eile dem Weg. Es ist zwei Uhr. Uns bleiben noch zwei gute Stunden. Wir marschieren ununterbrochen bis vier Uhr und treffen niemanden an. Aber jetzt kommen Müdigkeit und Erschöpfung. Wir machen einige Minuten Halt und beraten uns. Da wir Angst haben, gemeldet und in den Wäldern gesucht zu werden, beschließen wir, zu versuchen uns in einem Bauernhof zu verstecken, um die Sucher in die Irre zu führen.

Auf einem Haufen Garben

Einige hundert Meter weiter tauchen die Gebäuden eines Hofes am Wegesrand auf. Wir nähern uns und ziehen eine Art Scheune in Betracht, die sich an ein Wohnhaus anlehnt. Sie ist bis zu einer Höhe von fünf bis sechs Meter mit Garben gefüllt. Wir beschließen herauf zu klettern, um zu sehen, ob man sich dort verstecken kann. Aber das ist nicht einfach, die Seite des Haufens ist gerade und bietet kaum eine Greifmöglichkeit. Wir helfen uns gegenseitig, und es gelingt uns hinauf zu kommen. Eine anständige Strohschicht von etwa einer Meter Breite befindet sich auf den Garben, wir kriechen mit unseren Säcken hinein. Wir sind so müde, dass wir bald einschlafen. Als ich etwa um neun oder zehn Uhr wach werde, höre ich Blagen (gosses), die sich am Fuße des Garbenhaufens amüsieren. Der Tag geht ohne Zwischenfall vorbei, ohne dass ich ein Auge schließen kann, weil ich mich verpflichtet fühle, immer wieder meinen Kameraden Michel, der wie ein Glöckner schnarcht, zum Schweigen zu bringen. Wir werden auch von einer Bande(!) Hühner geärgert, die bis zu uns hinaufgestiegen sind und gackern, nachdem sie Eier gelegt haben. „Hoffentlich“- denken wir – „kommt niemand, um die Eier zu holen“.

Gegen Abend wird das Wetter sehr schlecht. Um neun Uhr regnet es in Strömen, es ist ein schreckliches Wetter. Da wir genug Lebensmittel für die weiteren Etappen und das Ziel haben, Suchaktionen in die Irre zu führen, falls man noch auf den Straßen der Umgebung auf uns lauern sollte, beschließen wir, noch eine Nacht und einen Tag zu bleiben.

Als die Leute des Hofes schon schlafen, kriechen wir ein bisschen aus Stroh heraus, um uns zu erholen, während des ganzen Tages konnten wir uns weder bewegen noch etwas essen. Wir schlafen sozusagen nicht mehr. Ich wenigstens kann die Augen nicht mehr schließen, so sehr bin ich mit dem Gedanken des Aufbruchs beschäftigt.

Der so sehr befürchtete Besuch

Der Vormittag vergeht ohne Zwischenfall, nur die Hühner hören nicht auf zu gackern und zu singen (?). Unten amüsieren sich die Kinder. Sie könnten natürlich auch die Eier holen. Mich ärgert auch noch, dass Doch nicht aufhört zu schnarchen. Ich muss ihn fast jeden Augenblick

wecken.

Gegen drei oder vier Uhr geschieht das, was ich so sehr befürchtete. Die Blagen kommen herauf, um die Eier zu holen. Sie gehen von einem Nest zum anderen. Sie kommen und gehen über uns hinweg glücklicherweise ohne uns zu bemerken und nach einer gewissen Zeit steigen sie wieder hinab. Wir halten unseren Atem an. Die Angst lässt uns in einer Leichenstarre ausharren.

Aber glücklicherweise sehen die Kinder nichts, sie hören nichts, sie ahnen nichts. Nach einigen Minuten steigen sie ohne den Verdacht, dass französische Soldaten sich in ihrer Behausung versteckt halten, wieder hinunter, die armen Kleinen. Was uns betrifft, wir atmen auf.

Wir glaubten uns schon verloren. Während einiger Minuten schlug uns das Herz sehr stark. Wenn die Kinder uns entdeckt hätten, sie hätten bestimmt Alarm geschlagen, und es wäre uns unmöglich gewesen, schnell zu retten, da wir unsere Schuhe ausgezogen hatten, um uns besser auszuruhen. Gegen neun Uhr bewegt sich niemand mehr im Haus, das an unserer Scheune grenzt. Wir ziehen unsere Schuhe geräuschlos an, nehmen unsere Siebensachen, und da nach einem Blick auf die Straße niemand erscheint, springen wir schnell hinunter und suchen das Weite.

10. Kapitel

Richtung Münster

Achte Nacht des Marsches, 19./20. September

Nichts Besonderes zu bemerken in dieser Nacht. Wir folgen ständig dem Weg und gehen, so schnell die Füße tragen Richtung Münster. Wir möchten uns diese Nacht so weit wie möglich dieser Stadt annähern, trotz der Entfernung, die wir auf etwa vierzig Kilometer schätzen.

Eine schöne Wanderung

Wir sind gut ausgeruht. Das Wetter ist großartig. Kein Zögern. Der Polarstern führt uns wunderbar. Wir gehen schnell hintereinander, nach der schon bei anderen nächtlichen Gängen bewährten Methode im Gänsemarsch an den Grabenrändern und passen vorne und nach hinten auf. Wir durchqueren mehrere Dörfer, darunter zwei oder drei wichtige, und eine kleine Stadt, die wir teilweise auf Seitenpfaden umgehen, die uns auf den Hauptweg, den wir verlassen haben, zurückführen.

Es kommt trotzdem ein heikler Moment. Gegen ein Uhr nachts stoßen wir plötzlich auf eine wichtige Fabrik in vollem Betrieb, also beleuchtet, gerade während des Schichtwechsels. Wir begegnen mehreren Gruppen von Arbeitern, aber da wir ihnen mit unserer Kleidung, die ebenso verschlissen ist, wie die Ihrige, ähneln, achtet niemand auf uns. Einige "Gute Nacht", die wir erwidern, das ist alles.

An mehreren Kreuzungen werden wir durch den Polarstern, unsere Karte und auch durch die Hinweise auf Wegweisern geführt. Aber was uns verwirrt ist, dass die Wegweiser die Entfernung nach Münster nicht angeben, was wichtig ist für uns. Jedoch etwa um fünf Uhr morgens, als wir schon gerade dabei sind, ein Versteck für den Tag zu suchen, werden unsere Wünsche plötzlich erfüllt. An einer Ecke der Straße, die die uns rechtwinklig schneidet, trägt ein Wegweiser die Aufschrift: „Münster Stadt, achtzehn Kilometer“, und die andere Seite: „Münster - Land“.

Eine improvisierte Grotte

Wir empfinden eine wahre Freude, da wir wissen, dass wir in der korrekten Richtung sind und uns Münster nähern

Es gilt keine Zeit zu verlieren. Es ist halb fünf. Ein Wäldchen erscheint uns hundert Meter weiter rechts von der Straße. Wir nähern uns. Es ist ein Tannenwald, ein Dickicht. Das ist alles, was wir brauchen, man kann gar nicht an einen besseren Ort geraten. Wir dringen tief hinein, mindestens fünfzig Meter vom Waldrand, lassen uns nieder, so wie es sich gehört, drei oder vier Tannen bilden eine Art Grotte, und dann, als wir sehen, dass der Himmel dunkler wird, fabrizieren wir eine Art Bedachung mit Zweigen. Wir fühlen uns wie in einem bequemen Beduinenzelt.

Ein harter Tag in Aussicht

Der Tag vergeht sehr gut, ohne jede Behelligung. Wir können bequem unsere Karte studieren. Die Sache ist sehr wichtig, da wir uns einer extrem gefährlichen Zone nähern. Wir müssen in der Tat Münster, eine Stadt von dreihunderttausend Einwohnern, umgehen, und dazu mehrere große Eisenbahnlinien und sehr wichtige Nationalstraßen überqueren. Was wir vor allem am meisten fürchten, dass wir den Kanal von Dortmund zur Nordsee überschreiten müssen. Noch mehr! Wir laufen Gefahr, auf Militär- oder eins von den drei Gefangenenlagern zu stoßen, von denen wir wissen, dass sie sich in der Umgebung von Münster befinden..

11. Kapitel Bei Münster

Neunte Marschnacht, 20./21. September

Gegen neun Uhr wollen wir aus dem Wald herauskommen, sehen aber nicht das kleinste Stück Himmel, so dicht stehen die Tannen. Um das Unglück noch größer zu machen, es ist uns unmöglich, die Seite, wo wir eingedrungen sind und wo wir also auch herauskommen müssten, zu erkennen. Wir bewegen uns auf Geratewohl und halten uns an den Händen fest, um uns nicht zu verlieren.

Der Ausgang aus dem Wald

Eine halbe Stunde lang kriechen wir in verschiedene Richtungen Die Schonung wird immer voller mit Brombeersträuchern und Dornen. Unsere Hände und Gesichter sind zerrissen und mit Blut verschmiert. Verloren und blutend wissen wir nicht, was aus uns wird. Wir unternehmen einen verzweifelten Versuch geradeaus - und wir sind im Hellen. Der Polarstern erscheint, das Wetter ist schön. Wir sind genau auf der der Eingangsseite gegenüberliegenden Seite herausgekommen. Es gelang uns schnell, den gestern verlassenen Weg wieder zu finden. Schnell folgen wir ihm eine gute Stunde. Ein Wegweiser zeigt an „Münster dreizehn Kilometer“.

Im Schlamm und Wasser

Wir nehmen einen Weg nach links, um die Stadt südwärts zu umgehen, wie wir es beschlossen haben, dann einen Seitenpfad, um zu den Weg zu verkürzen. Ein Wegweiser zeigt in der Tat, Münster, neun Kilometer. Der Weg ist sehr schlecht, er ist voller Schlamm und

Pfützen. Unsere Füße versinken im Schlamm bis oberhalb der Knöchel. Mehrere Male, wenn wir Dörfer durchqueren, bellen die Hunde stark bei unserem Vorübergehen. Nach einer Stunde Marsch kommen wir zu einem offenen Gelände, eine Art Heide. Am Lichtschein, der den Himmel vor uns beleuchtet, spüren wir, dass wir uns der Stadt nähern. Ein Pfad durchschneidet die Heide, wir folgen ihm, er führt uns in ein großes Dorf, wo ein Wagen nah an uns vorbeifährt, ohne dass der Kutscher von uns Kenntnis nimmt. Wir nehmen einen anderen Weg, aber der ist noch schlechter als der erste. Wir versinken in dem dunklen und sumpfigen Untergrund zwischen großen Tannen. Das gehen wir immer mühsamer, da das Wasser an manchen Stellen uns bis zu den Knien reicht. Wir warten darauf, als Belohnung wenigstens den Kanal zu sehen, aber wir gehen drei Stunden lang ohne etwas zu bemerken. Keine Wohnsiedlung, eine wahre Einöde. Es ist etwa halb drei nachts.

Plötzlich erscheint uns bei einer Biegung des Weges, mitten im Wald, zwischen großen Tannen ein grelles Licht. Beunruhigt gehen wir vorsichtig heran, und wir kommen zu einem großen kreisförmigen, stark beleuchteten Gebäude. Das ist das Wasserwerk der Stadt. Wir hören deutlich das Geräusch der Pumpen, aber wir sehen niemanden und setzen unseren Weg fort. Anderthalb Stunden später neue Unruhe. Wir kommen zu einer Brücke, die einen Fluss überbrückt. Ist das der Kanal? Nein! Die Karte zeigt uns, dass wir in der Nähe einer Eisenbahnlinie sind. Einige hundert Meter weiter überqueren wir an einem Bahnübergang die Eisenbahnlinie, die den Kanal südlicher bei Münster kreuzt. Wir sind also nicht weit vom Kanal. Der Weg ist weniger schlecht, aber es ist halb fünf, Zeit uns zu verstecken.

In einem Heuschober versteckt

Uns in dieser Gegend zu verstecken, in der Nachbarschaft der Stadt? Ist das vorsichtig? Ein großer Heuschober an der Kreuzung zweier Pfade, etwa fünfzig Meter von einem Bauernhof, führt uns in Versuchung. Trotzdem gehen wir etwas weiter, und da wir nichts Besseres finden und auf einen kleinen Fluss stoßen, der schwer zu überqueren scheint, kommen wir zu unserem Heuschober zurück. Mit Hilfe einer Leiter an der Seite steigen wir bis ganz oben, ganz in die Nähe des Dachs, da der Schober von einer spitzen, auf Pfählen stehenden und mit Schiefer bedeckten Bedachung geschützt wird. Wir verbergen unsere Säcke und kriechen ins Stroh. Wir sind derartig von Müdigkeit gepeinigt, dass der Schlaf uns schnell übermannt. Aber nach einem Augenblick weckt uns die Kälte, unsere vom Wasser durchdrungene Kleidung klebt an der Haut und kühlt den Körper ab. Wir können uns im Augenblick nicht wärmen, weil wir Angst haben, uns zu verraten.. Endlich trocknet die Körperwärme unsere Kleidung. Abgesehen von dieser Unannehmlichkeit vergeht die Nacht gut, ich würde beinahe sagen fröhlich. Tatsächlich kommen mehrmals, um am Fuße eines Kreuzes, das sich gegenüber erhebt, zu beten. Ihre Arme sind voller Blumen, die sie fromm am Fuße des Kreuzes niederlegen. Sie singen Psalmen und beten kräftig.

XII: Kapitel Der Übergang über den Kanal.

Zehnte Marschnacht, 21./22. September

Gegen zehn Uhr machen wir uns auf den Weg. Es ist dunkel, und der Polarstern erscheint nicht. Wir gehen den Fluss, wo wir am Morgen schon waren, flussabwärts. Dort machen wir einen Augenblick Halt, um zu essen, da wir den ganzen Tag nichts haben zu uns nehmen können.

Der so gefürchtete Kanal

In der Hoffnung, eine Brücke zu finden, folgen wir rechts dem Wasserlauf, wir legen etwa drei-, vierhundert Meter zurück, plötzlich erscheint eine große Wasserfläche einige Meter vor uns. Das ist der so gefürchtete Kanal: die Treidelwege, die ihn säumen, lassen keinen Zweifel. Jetzt heißt es hinüber, entweder mit einem Boot oder über eine kleine unbewachte Brücke. Wir folgen dem Ufer links von uns gegenüber der Stadt. Nach zehn Minuten scheinen wir eine dunkle Masse, die sich über den Kanal erhebt, zu erblicken. Sie ist am Anfang undeutlich. Wir nähern ihr uns, leise und vorsichtig. Vor uns ragt zehn Meter oberhalb der Wasserfläche eine große eiserne Brücke empor, eine Art Käfig. Wir verdoppeln die Vorsichtsmaßnahmen und beobachten die Umgebung. Niemand! Man muss ohne zu zögern den Übergang wagen. Wir erklimmen die Wegböschung, einige Meter vom Brückenanfang, und wir drei betreten die Brücke, den Blick geradeaus. Jetzt ist der Moment, die Augen offen zu halten. Vor uns ist niemand, aber stoßen wir auf der anderen Seite nicht auf einen bewaffneten deutschen Soldaten? Wir alle drei haben die gleiche Angst. Oh, wie stark schlägt mein Herz währen des Übergangs! Ich warte bei jedem Schritt darauf, dass ein "Halt! Wer da?" ertönt. Und bin bereit, bei jedem Alarmzeichen in einen Laufschrift zu verfallen. Aber nun sind wir auf der anderen Seite, niemand! Es befindet sich dort keine Wache!

Überrascht, fast schon außer Atem vor Erstaunen, halten wir unseren Atem noch an, als wir endlich, beruhigt durch einen blitzschnellen Rundblick, wir wieder frei atmen können und das unsagbare Glück genießen, ohne Schwierigkeiten das furchterregendste Hindernis auf unser ganzen Marschroute überwunden zu haben.

Sobald ich mich in Sicherheit fühle, steigt ein Gefühl tiefster Dankbarkeit aus meinem Herzen zu meiner himmlischen Beschützerin, der heiligen Jungfrau Maria auf. Ich schreibe ihrem Schutz das so glückliche Zusammenspiel der Umstände zu, das es uns ermöglichte, einen gefährlichen Übergang, der für so viele andre verhängnisvoll war, in einen Spaziergang zu verwandeln.

Zufrieden, aber beunruhigt

Trotzdem, die Gefahr ist nicht vorüber. Ein Beobachter kann sich verborgen halten. Und vielleicht hält die Nachbarschaft der großen Stadt Münster einige unangenehme Überraschungen für uns bereit?

So nehmen wir fieberhaft unseren Marsch wieder auf. Die Wiesen der Umgebung sind ein einziger Sumpf. Wir müssen auf dem Weg bleiben. Nach einer halben Stunde merken wir, dass dieser Weg eine scharfe Kurve macht und uns in die Nähe des Kanals zurückbringt. Wir erblicken sogar in hundert Metern eine andere Brücke, deren Eingang beleuchtet ist. Wir müssen uns endgültig aus dieser gefährlichen Gegend verabschieden. Wir gehen also zurück und nehmen einen kleinen Pfad, dem wir vorher nicht zu folgen wagten.

Im Wasser bis zum Gürtel

Es ist etwa Mitternacht. Bis zwei Uhr morgens ist unser Marsch einer der mühsamsten bisher. Das Wasser reicht uns manchmal bis zum Gürtel. Wir kommen zu einem Übergang an einer wichtigen Eisenbahnlinie, ganz in der Nähe eines Bahnhofs. Eine Laterne steht neben einem Gleis auf der Seite eines Wärterhäuschens. Was beherbergt dieses Haus? Auf leisen Sohlen überqueren wir den Übergang. Niemand erscheint. Gerettet, einmal mehr gehen wir schnell weiter. Wir marschieren bis halb fünf ohne Zwischenfall. In diesem Augenblick halten

wir es für ratsam, einen Wald zu suchen, um uns zu verstecken.

Wir gehen querfeldein in Richtung einer dunklen Masse, die wir für einen Tannenwald halten. Aber die Entfernung trägt, und wir marschieren eine gute Stunde quer durch Steck- und Zuckerrübenfelder voller Tau, bevor wir dort ankommen. Wir sind bis zu den Knien durchnässt. Die Zeit vergeht, es ist beinahe schon Tag. Ganz in der Nähe des Waldes gehen wir an einem Bauernhof vorbei. Die Leute stehen gerade auf. Sie machen Lärm, entdecken uns aber zum Glück nicht. Wir entscheiden uns schließlich für den Wald, der uns sehr groß zu sein scheint, und etwa 200 m vom Waldrand wählen wir ein Dickicht kleiner Tannen.

Ein guter Ruhetag

Aber die Tannen sind voller Tau; wir sind am Ende vollkommen nass. Aber das beunruhigt uns nicht, wir beginnen, uns daran zu gewöhnen. Wir werden zwei oder drei Stunden vor Kälte schmunzeln (?), aber bald kommt die Sonne und es ist ein wunderbares Wetter während des ganzen Tages. Wir haben unsere Schuhe ausgezogen, und unsere Socken zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet, was bewirkt, dass wir am Abend vollkommen trocken und marschbereit sind. In der Abenddämmerung werden wir von Jägern beunruhigt. Sie schießen in unserer Nähe, aber ohne uns zu sehen oder gar zu treffen.

13. Kapitel. Marsch auf Geratewohl

Elfte Marschnacht, 22./23. September

Zur gewohnten Stunde um halb zehn kommen wir aus unserem Versteck heraus, und auf den Weg!. Wir stoßen auf einen grasbewachsenen Trampelpfad, der durch Felder führt. Nach dem leuchtenden Polarstern führt er in die richtige Richtung, wir folgen ihm. Nach einer halben Stunde kommen wir in ein Dorf. Die Hunde bellen, als wir vorbeigehen, aber niemand zeigt sich. Wir kommen zu einem kleinen Weg, dem wir eine Weile folgen, dann nehmen wir wieder einen Trampelpfad, der uns in die korrekte Richtung zu führen scheint.

Auf der Suche nach dem richtigen Weg

Nach einer halben Stunde in schnellem Schritt kommen wir plötzlich zu einer Bahnstation. Wir überqueren die Gleise ganz in der Nähe des Güterbahnhofs. Es ist elf Uhr, wir sehen niemanden. Nach einigen hundert Metern auf dem kleinen Weg, der an den Gleisen entlangführt, kommen wir zu einer Kreuzung. Das ist genau der Weg nach Billerbeck, den wir suchten, der Wegweiser zeigt ihn uns. Wir sind zufrieden, wir sind auf dem richtigen Weg.

Wir laufen wie immer nach unserer Methode, im Gänsemarsch, auf dem Gras am Wegrand. Das Gelände scheint hügelig zu sein, es geht auf und ab. Der Weg ist von großen Tannen gesäumt, unter denen es sehr dunkel ist. Wir gehen durch mehrere Dörfer, ohne von jetzt an auf das Hundegebell zu achten. Seit einer Stunde gehen wir schnellen Schrittes. Am Eingang eines Dorfes erscheint zu unserer Rechten ein ungewöhnlich hoher Wegweiser, viel höher als die, auf die wir bisher gestoßen sind. Ich nähere mich ihm, um hinauf zu klettern und die Inschrift zu lesen, aber ich schrecke zurück, ich habe mir an irgendetwas die Hand verletzt. Ich schaue es mir an und sehe, dass der Wegweiser mit Stacheldraht umwickelt ist. Da die Grenze nicht mehr weit ist, ist das eine Vorsichtsmaßnahme der Deutschen, um Gefangene daran zu hindern, auf den Wegweiser zu klettern. Das kann uns nicht aufhalten. Meine zwei

Kameraden machen eine Räuberleiter, und ich steige auf ihre Schulter. Ich kann das Schild entziffern und - wie groß ist meine Überraschung - zu sehen, dass Billerbeck nur elf Kilometer entfernt ist. Dieser Weg ist bestimmt eine Abkürzung, um dorthin zu kommen, wir beschließen ihn zu nehmen.

Mitten im Wald

Nachdem wir einen steilen Hang erklommen haben, ist unser Weg nur noch ein Pfad; er führt in einen so dichten Wald hinein, dass es dort dunkelste Nacht ist. Es herrscht absolute Dunkelheit. Es ist uns unmöglich einander zu erkennen. Ich gehe voran, mit meinem Stock, der mich nie verlässt, und ich mache mit ihm tastende Bewegungen, nach rechts und nach links, um mich dessen zu versichern, dass der Weg frei ist. Am Geräusch, das meine Schuhe machen, erkenne ich, ob ich den Pfad verlassen habe, dieser ist mit Schotter bedeckt, trägt fest und hallt unter unseren Schritten.

Meine beiden Kameraden folgen mir, der erste hält meine Rockschöße fest, der zweite macht es genau so mit den Rockschößen des ersten. Trotzdem gibt es in dieser Gegend mehrere Siedlungen, und wir befürchten, dass die Wächter, die dort wohnen, vom Hundegebell geweckt werden könnten. Trotz der Dunkelheit verdoppeln wir unsere Schritte. Endlich kommen wir aus dem Wald heraus, und wir befinden uns auf dem Kamm eines hohen Hügels. Jetzt sehen wir klarer und atmen freier.

Einige hundert Meter weiter kommen wir zu einer breiten Straße, die uns die selbe zu sein scheint, die wir verlassen haben. Wir beschließen sie zu nehmen. Nach einigen Kilometern macht unsere Straße eine plötzliche fast rechtwinklige Biegung nach links. Trotzdem folgen wir ihr und hoffen irgendwann den Umweg, den wir machen, auszugleichen. Aber zu unserer großen Enttäuschung macht sie am Eingang eines Dorfes noch eine weitere Linksbiegung. Wir setzen trotzdem unseren Weg fort, gehen durch das Dorf und machen noch einen Kilometer. Aber die Straße biegt nicht nach rechts, und wir haben den Polarstern beinahe hinter uns, wir gehen also völlig in südliche Richtung und kehren dem Ziel den Rücken zu! Um das Unglück voll zu machen, ist das Gelände voller Wälder und sumpfiger Gräben. Da wir sehen, dass es uns unmöglich oder zumindest sehr schwer wäre, den Weg querfeldein zu verkürzen, kehren wir zum Eingang des Dorfes zurück, wo wir glaubten, einen Weg nach rechts bemerkt zu haben. Es gibt den tatsächlich, aber er lässt uns mitten in einen Bauernhof geraten.

Durch eine unbekannte Stadt

Schlimmer kann es nicht mehr werden, wir nehmen den Weg wieder auf, in der Hoffnung einen anderen, der nach rechts führt, zu finden. Anderthalb Stunden lang laufen wir fieberhaft leicht nach Süd- Westen, verzweifelt, weil wir keinen anderen Weg finden. Wir sind sogar bereit querfeldein zu gehen, als wir zu einer Kreuzung kommen. Ohne Zeit zu verlieren biegen wir nach rechts ab. Dieses Mal stimmt die Richtung, aber nach einigen hundert Metern sind wir am Eingang einer Stadt. Große Häuser stehen auf beiden Seiten der gepflasterten Straße. Da wir viel Zeit verloren haben und nicht noch mehr verschwenden wollen, wagen wir es, durch die Stadt zu gehen. Länger als eine Stunde folgen wir den Straßen, überqueren Plätze, gehen an bedeutenden Sehenswürdigkeiten - darunter zwei oder drei Kirchen - vorbei. Wir fragen uns, ob wir nicht wie schon einmal an einen Bahnhof geraten oder einer Streife Gendarmen begegnen würden. Aber nichts, keine unangenehme Begegnung, alles geht bestens! Richtig, es ist halb zwei nachts und alle schlafen zu dieser Stunde.

Wo finden wir ein Versteck?

Als wir aus der Stadt heraus sind, stoßen wir geradezu auf eine Straße, die in die richtige Richtung, d. h. nach Nordwesten zu führen scheint.

Was uns beunruhigt ist, dass wir nicht wissen, ob die Stadt, durch die wir soeben hindurchgegangen sind, Billerbeck ist. Nach unserer Karte dürfte sie viel weniger südlich liegen. Und weit und breit kein Wegweiser. Wahrscheinlich sind sie mit dem Ziel entfernt worden, Entflohenen das Erreichen ihres Zieles zu erschweren. Nachdem wir uns etwas ausgeruht und gegessen haben, setzen wir uns schnell in Bewegung, trotz der Unsicherheit bezüglich der Straße, auf die wir gestoßen sind. Es ist eine breite, von Bäumen gesäumte Straße, die ziemlich gerade zu sein scheint. Um halb vier kommen wir zum Eingang eines wichtigen Dorfes, das wir ohne Schwierigkeiten durchqueren. Das Wetter hat sich verschlechtert, man sieht keine Sterne mehr, es ist dunkel. Da es beinahe schon fünf Uhr ist, beschließen wir Halt zu machen und ein Quartier zu suchen.

Eine Windmühle, die wir auf einem kleinem Hügel in einiger Entfernung sehen, wird uns vielleicht dieses sichere Versteck bieten und als großartige Beobachtungsstelle dienen, um das umgebende Gelände mit Hilfe unseres Fernglases zu observieren. Vielleicht ist sie verlassen und dient nicht mehr dazu, Getreide zu mahlen. Mal gucken! Bald sind wir zu ihren Füßen; zuerst untersuchen wir die Umgebung, sie scheint uns in der Tat nicht mehr in Betrieb zu sein, da vor den Türen und entlang der Mauern Gras wächst. Aber die Türen sind geschlossen, unmöglich hineinzukommen. Wir verlassen die Mühle und gehen, um einen etwa hundert Meter weiter gelegenen Bauernhof zu beschnuppern, mit der Absicht, dort einen Strohschober oder eine Scheune zu finden. Aber wir haben keine Zeit, lange zu suchen, kaum haben wir uns etwas angenähert, wirft sich uns wütend bellend ein Hund entgegen. Hurtig springen wir über den Zaun und entfernen uns querfeldein auf der der Straße entgegengesetzten Seite. An einem anderen Hof dreihundert Meter weiter ist es nicht ein Hund, sondern ein Kerl, der seine Tür öffnet, genau dann, als wir uns nähern. Glücklicherweise sind wir in einem Wäldchen versteckt, so dass er uns nicht bemerkt. Wirklich und wahrhaftig, in dieser Gegend ist es nicht gut, und so entfernen wir uns geschwind. Wir müssen uns aber verstecken.

Mehr als eine Stunde irren wir nur durch die Felder, ohne einen Wald zu finden, der uns sicher genug erschiene. Wir überqueren die Straße, die wir verlassen haben. Es ist halb sechs und beinahe schon heller Tag. Wir sind vom Marsch, den wir durch die Felder gemacht haben, erschöpft, und wir geben die Hoffnung auf, für den Tag ein Versteck zu finden. Aber immerhin, dreihundert Meter weiter an der anderen Seite der Straße gelingt es uns, einen neuen Tannenwald zu finden, der uns wenig besucht zu sein scheint. Wir wählen die dichteste Stelle aus und lassen uns für den Tag nieder.

Ein seltsamer Besuch

Der Vormittag vergeht sehr gut; das Wetter ist klar, wir haben schönen Sonnenschein. Gegen ein Uhr, als wir uns gerade vom Moos, auf dem wir saßen, erheben um Mittag zu essen, haben wir einen seltsamen Besuch. Zwei Zeppeline fliegen vorbei, so niedrig, dass man die "Boches" in den Körben erkennen kann, und sie machen einen Höllenlärm. Da sie westwärts flogen, sagten wir uns: "Hier sind zwei, die unseren englischen Freunden einen Besuch machen werden." In der Tat war es auch so, aber unsere Verbündeten haben sie so gut empfangen, dass sie dort geblieben sind.. Das wurde uns drei Tage nach unserer Ankunft in Holland bestätigt. Beide wurden durch englische Kanonen abgeschossen.

14. Kapitel

In der Nähe der Grenze

Zwölfte Nacht des Marsches, 23./24. September

Zur gewohnten Stunde gegen neun Uhr bereiten wir uns darauf vor loszugehen. Wir kommen nicht ohne Schwierigkeiten aus unserem Wald heraus. Wir tasten uns voran, wir zerkratzen uns ausgiebig Gesicht und Hände, endlich gelingt es uns, auf der "guten Seite" heraus zu gelangen. Wir überqueren einige Wiesen und einige Stacheldrahtzäune und stoßen auf die Straße, die wir am Morgen gekreuzt haben.

Acht Kilometer pro Stunde

Der Polarstern strahlt, es fällt uns leicht, uns zurechtzufinden. Die Nacht kündigt sich als sehr schön an, obwohl etwas zu dunkel, der abnehmende Mond wird erst um Mitternacht aufgehen. Die gerade Straße scheint uns in die richtige Richtung zu führen. Das ermutigt uns. Wir beschließen ihr zu folgen, um durch einen Eilmarsch die gestern verlorene Zeit aufzuholen. Wir laufen mindestens acht Kilometer pro Stunde.

Nach einem Augenblick sehen wir einen breiten Lichtstreifen, wie Licht, das eine stark beleuchtete große Stadt zu werfen pflegt. Wir fragen uns, welche Stadt das sein könnte, da wir seit einiger Zeit etwas die Orientierung verloren haben.

Um eine unbekannte Stadt

Wir setzen unseren Gang im Schatten der Bäume am Straßenrand fort. Wir gehen etwa anderthalb Stunden, als uns plötzlich an einer Kurve der Straße starke Lichter entgegen leuchten. Wir denken, dass es die Lichter der fraglichen Straßengabelung oder eines Eisenbahnüberganges sein könnten. Wir gehen vorsichtig voran und beschließen, das Hindernis durch einen Haken querfeldein zu umgehen. Wir sind nicht weiter als zwei-dreihundert Meter von den Lichtern entfernt, die immer zahlreicher zu werden scheinen. In diesem Augenblick begegnet uns unerwartet ein Zivilist, aber er geht schnell vorbei ohne uns anzureden.

Wir beschließen, die Straße zu verlassen, weil wir glauben zu sehr in dessen Nähe zu sein, was uns wie eine Eisenbahnstation vorkommt. Wir schlagen nach rechts in die sumpfigen Wiesen, wo der Gang immer schwerer wird. Wir sinken bis zu den Knöcheln in den Schlamm ein, unsere Schuhe sind voller Wasser und Schlamm. Aber zurückschrecken gilt nicht, wir haben angefangen, wir müssen durch. Wir legen so drei- oder vierhundert Meter zurück, als wir zu einem kleinen Bach kommen, der uns den Weg versperrt und zu breit ist, um übersprungen zu werden. Aber es gelingt uns ihn zu überqueren, ohne nass zu werden, indem wir auf einem starken Zaunpfahl, der sich über ihm neigt, vorsichtig vorwärts kriechen. Auf der anderen Seite ist der Boden etwas trockener. Hundert Meter weiter werden wir von einer dichten Weißdornhecke aufgehalten. Um durchzukommen müssen wir Gesicht, Hände und unsere Sachen zerkratzen lassen.

Nachdem wir einige Meter einem Pfad gefolgt sind, stoßen wir auf eine breite, von Bäumen gesäumte Allee. Es sind dort Steinbänke in regelmäßigen Abständen aufgestellt. Wir müssen in der Nähe einer Stadt sein. Übrigens sehen wir auch Lichter. Nachdem wir eine kleine Wiese mit Hecken und Zäunen überquert haben, biegen wir in die Gärten ein. Wir gehen

durch sie eine gute Viertelstunde. Bei einer Wegbiegung werden wir durch ein helles Licht überrascht, das uns bisher durch sehr hohe und dichte Hecken verborgen war. Es ist eine Laterne, die ohne jeden Zweifel am Rande einer Stadt steht.

Trotzdem gehen wir weiter und kommen zu einer von Häusern gesäumten Straße, die uns um die Stadt zu führen scheint. Wir folgen ihr nach rechts. Unsere Vermutung bewahrheitet sich. Diese Straße umkreist tatsächlich die Stadt. Zahlreiche Straßen nehmen dort ihren Ursprung und führen Richtung Zentrum. Nach einer Viertelstunde sind wir gezwungen, unsere Straße zu verlassen, die zu sehr stadteinwärts führt. Es ist ratsam, schnellstens aus dieser Gegend abzuhausen, sie ist durch die Nähe der Stadt unsicher geworden. Wir schlagen dann den Weg durch Äcker und Gärten ein, als wir unmittelbar von einem breiten und tiefen Fluss aufgehalten werden, der uns den Weg abschneidet. Wir gehen lange, ohne eine Brücke zu finden, um ans andere Ufer zu gelangen. Es ist Mitternacht. Wir gehen durch den Hof eines Bauernhauses, ohne einer lebendigen Seele zu begegnen.

Wir nehmen dann an unserer Linken einen Pfad, der uns durch Wiesen ans Flussufer zurückführt, genau zum Eingang einer Brücke, die es uns ermöglicht ans andere Ufer zu gelangen.

Als die Brücke geschafft ist, schlagen wir den Weg durch Felder ein, um zu einer Eisenbahnlinie zu gelangen, die wir überqueren müssen. Als wir zum Rande der Gleise kommen, kommt auch ein Zug. Wir werfen uns während seiner Vorbeifahrt zu Boden, um nicht bemerkt zu werden. Gleich danach überqueren wir die Gleise, indem wir so schnell wie möglich die ziemlich hohen Zäune von drei Feldern überklettern. Etwa hundert Meter weiter zeigt sich eine Straße, sie scheint uns wichtig zu sein, ohne jede Zweifel eine Nationalstraße, gesäumt von breiten Bänken und großen Bäumen. Diese zahlreichen und wichtigen Verbindungswege zeigen uns, dass es eine wichtige Stadt sein muss. Welche Stadt ist es? Da ich die Karte der Gegend auswendig kenne, befrage ich meine Erinnerung, und einvernehmlich urteilen wir, dass diese Stadt Coesfeld sein muss. Sie zählt hunderttausend Einwohner. Sie liegt etwa fünfunddreißig Kilometer von der Grenze entfernt, gegenüber der Spitze der holländischen Stadt Winterswik. Die verschiedenen Wege, die Eisenbahnlinien, die auf sie zulaufen und auch der Fluss, der die Berkell sein muss, lassen an unserer guten Orientierung keinen Zweifel. Daran erkennen wir, dass wir viel tiefer hinuntergekommen sind, als wir gewollt hatten, wir hatten in der Tat die Absicht, die Grenze gegenüber Hausville - fünfzehn oder zwanzig Kilometer nördlicher gelegen, am Beginn der Spitze von Winterwik, die Grenze zu überschreiten. Wir wollten diese holländische Spitze vermeiden, die eine Art Keil im deutschen Gebiet bildet und dadurch einen Anziehungspunkt für alle Entflohenen bilden muss und gerade dadurch wohl auch sehr ernsthaft bewacht sein wird.

Das ist Zeit für eine Pause. Wir lassen uns einige Meter von der Straße am Rande eines Pfades nieder. Weich auf dem Rasen ausgestreckt, einige Kekse mit Schokolade knabbernd, beraten wir uns leise, und wir erörtern den einzuschlagenden Weg. Zuerst haben wir die Absicht, gemäß unseres ersten Plans mehr nordwärts zu gelangen, der großen Straße zu folgen, an deren Rand wir uns befinden, und die nach ihrer Richtung gewiss die Straße von Coesfeld nach Ahaus ist. Aber am Ende lassen wir diesen Plan fallen, da die Nähe Hollands ihn uns zu gefährlich erscheinen lässt, und wir beschließen, uns etwas mehr nach Westen zu halten und uns so der Grenze zu nähern. Der Weg, auf dem wir sind, geht in unsere Richtung, wir folgen ihm.

Noch mitten im Wald

Eine gute halbe Stunde gehen wir sehr schnell, ohne etwas Außergewöhnlichem zu be-

gegenen. Der Weg ist gerade, in guten Zustand und führt in die korrekte Richtung. Alles geht gut. Nach einem Kilometer kommen wir zu einer Pferderennbahn.

Unser Weg folgt der Piste, wo Hindernisse für verschiedene Sprünge aufgestellt sind, und etwa nach einem Kilometer teilt sich der Weg in zwei Richtungen. Wir nehmen die rechte, die uns für unsere Sicherheit die bessere zu sein scheint und tauchen voll in einen Wald ein. Es ist dunkel zwischen den Vorhängen dieser großen, sehr gedrängt stehenden Tannen. Trotzdem gehen wir sehr schnell. Plötzlich scheint ganz nahe ein helles Licht durch die Tannen, und wir entdecken das beleuchtete Fenster eines Försterhauses. Mit leisen Schritten, sorgfältig darauf achtend kein Geräusch zu machen schleichen wir auf dem Gras vorbei, ohne etwas Außergewöhnliches feststellen zu müssen. Wir gehen immer noch im dichten Wald. Glücklicherweise führt unser Weg ganz gerade weiter.

Ein Boche an seinem Fenster

Eine halbe Stunde später ein neues Licht, ein neues Försterhaus, aber dieses Mal gefährlicher. Wir erblicken ein Individuum neben dem Licht im Fensterkreuz. Versteckt im Schatten der Tannen warten wir einen Augenblick, weil wir Angst haben, dass er herauskommt. Da wir nichts merken, machen wir uns nach einigen Warteminuten auf den Weg, aber wir machen einen Bogen durch den Wald, um das Haus zu vermeiden. Wir haben sehr große Mühe uns einen Weg zu bahnen, weil die kleinen Tannen sehr eng gepflanzt und sehr dicht sind und kein Licht durchlassen. So sind wir gezwungen, einander festzuhalten, um uns nicht zu verlieren. Glücklicherweise dauert es nicht lange, bis wir unseren Weg wieder finden, fünfzig Meter vom Försterhaus entfernt. Der Wald beginnt bald etwas lichter zu werden, aber unser Weg wird immer schlechter; zuerst wird er nur ein bisschen sumpfig, dann immer mehr bis zu einem Grad, dass er beinahe unbegehrbar wird. Es gibt Momente, wo wir bis zu den Knöcheln versinken und Momente, wo das Wasser uns bis zu den Knien reicht. Unter diesen Bedingungen ist das Marschieren extrem mühsam. Nach einer Stunde kommen wir zu einem etwas erhöhten Gelände, wir sind im Trockenen und stoßen auf eine Art Straßenbaustelle, wo die Planierungsarbeiten kaum beendet sind.

Wir schauen auf die Uhr, seit zwei guten Stunden gehen wir durch diesen Wald, ohne andere menschliche Spuren als zwei Försterhäuser gesehen zu haben. Die Gegend scheint immer noch öde zu sein.

Ein ungezügelter Lauf

Dieser neue Weg scheint uns sehr gut in unsere Richtung zu passen und wenig begangen zu sein. Ohne Zögern nehmen wir ihn. Er ist sehr gut, obwohl nicht gepflastert. Wir folgen ihm, vom Rande eines sehr ebenen Fußweges, wo der Gang leicht fällt. Zuerst also beschleunigter Schritt, dann Laufschrift und zuletzt ein ungezügelttes Rennen. Ich weiß nicht, welche unbesiegbare Kraft uns vorantreibt, vielleicht das Wissen um die Nähe der Grenze. Zwei Stunden lang halten wir dieses Höllentempo durch, ohne uns eine Minute Pause zu gönnen. Es beginnt zu tagen, wir laufen noch, ohne daran zu denken, Halt zu machen. Wir sind derartig übermotiviert, dass wir mit einem Sprung die Grenze überqueren möchten. Wir laufen immer noch ohne uns auf irgendeine Weise zu verlangsamen. Wir sind wie durch Elektrizität bewegt und spüren keine Müdigkeit. Es ist schon fünf Uhr und taghell. Wir erreichen plötzlich an eine Biegung einen Fluss, der die Berkell sein muss, und wir überqueren ihn auf einer Holzbrücke. Etwa zweihundert Meter weiter laufen wir an einer Fabrik vorbei. Wir beginnen die Augen zu öffnen und uns zu beunruhigen, weil es schon Tag ist. Wir merken an einzelnen Indizien, an der gepflasterten Straße, an einigen Wohnhäusern, dass wir in der Nähe irgend-

einer Siedlung sind, Stadt oder Dorf.

Eine furchterregende Mausefalle und ein alter Boche als Katze

In der Tat, einige hundert Meter weiter nach einer Straßenbiegung stoßen wir plötzlich auf den Anfang einer Wohnstraße. Wir sehen fünfzig Meter vor uns eine Straße nach links und biegen dort tapfer ein. Glücklicherweise! Wie wir es später erfahren haben, ist dieser Ort einer der gefährlichsten. Allen flüchtigen Kriegsgefangenen wird er als eine mit Sorgfalt zu vermeidende Stelle ans Herz gelegt. Zahlreiche Flüchtlinge wurden dort wieder aufgegriffen. Dieser Ort war sozusagen eine strategische Stelle, da es der Knotenpunkt mehrerer Straßen und zahlreicher Eisenbahnlinien war, alle in Richtung holländische Grenze genau gegenüber dieser so sehr herbeigewünschten Spitze von Winterswik. Es war also eine wahre Mausefalle, wo die Flüchtigen, (vor allem diejenigen, die genau wie wir sich nicht genug erkundigt hatten) leicht zu greifen waren.

Und dann noch als Bewachung für diese Mausefalle eine alte deutsche Katze, ein einzigartiger Monomane, der nachts nicht schlafen kann und der seit Kriegsbeginn sich ein Vergnügen daraus macht, flüchtige Kriegsgefangene einzufangen. Jede Nacht wacht er mit einem Revolver bewaffnet auf der Schwelle seiner Haustür und wirft sich wie ein Tiger auf die Passanten, die er mit seiner Waffe bedroht und ihnen Halt gebietet; er zögert nicht auf sie zu schießen, wenn sie nicht schnell genug stehen bleiben. Dieser gefährliche Punkt heißt Gescher, ein Marktflecken etwa fünfzehn Kilometer von der Grenze entfernt gegenüber Winterswik gelegen. Wenn der alte Boche uns nicht bemerkt hat, verdanken wir es vielleicht der Tatsache, dass wir nur einen Winkel des Marktfleckens durchquert haben und den Weg genommen haben, den ich schon erwähnt hatte, und der uns bald aufs freie Feld führte.

Nach den letzten Häusern nehmen wir einen Pfad durch die Felder, da wir dringend ein Versteck finden müssen, wenn wir nicht entdeckt werden wollen. Der Pfad führt uns bald zu einer Schonung oder Tannenzpflanzung. Aber diese Schonung ist wenig breit, und durch zahlreiche Trampelpfade zerschnitten und vielleicht auch begangen. Wir versuchen uns zwischen mehreren Tannenschonungen nieder zu lassen, aber wir verlassen immer wieder diese Stellen, wir finden sie zu eng und den Durchgängen zu nahe. Am Ende erwählen wir eine Art Hain aus Weiden und Haselnuss-Sträuchern. Wir lassen uns am Fuß einer kleinen Eiche nieder, an der Stelle, die uns am meisten verborgen zu sein scheint. Um weniger leicht entdeckt zu werden verstopfen wir alle sichtbaren Stellen um uns so gut wie es können mit Laub. (Wir sollten später am Abend die Nützlichkeit dieses Tuns einsehen)

Eine starke Erschütterung

Der Vormittag verging gut, ohne dass wir im geringsten gestört worden wären. Wir hatten in einem guten Moment unsere Mittagsmahlzeit eingenommen, bestehend nur aus einigen Keksen und Schokolade, da unser Vorrat an Fleisch- und Speckkonserven erschöpft war. Es mochte drei Uhr nachmittags gewesen sein, meine beiden Kameraden hatten ihre Schuhe ausgezogen und schliefen, ausgestreckt an meiner Seite. Ich saß auf dem Boden, lehnte meinen Rücken an den Baum und hielt Wache, eine Zigarette in kleinen unterbrochenen Zügen rauchend. Ich verteilte den Rauch so gut wie möglich zwischen meinen Händen, damit man ihn nicht bemerkt. Ein ungewöhnliches Geräusch, ein Knistern ließ mich meine Ohren spitzen. Zuerst gab ich wenig Acht und glaubte, dass dies vom Sprung eines Eichhörnchens, eines Fuchses oder irgendeines anderen Tieres aus dem Wald stammte, wie wir es schon oft gesehen hatten. Trotzdem beobachtete ich, nachdem ich meine Zigarette gelöscht hatte, aufmerksam und auf dem Boden liegend die Umgebung.

Das Knistern setzt sich fort, und bald wird mir klar, dass es jemand ist, unter dessen Schritten die trockenen Zeige zerbrechen und dadurch dieses Geräusch verursacht. Und um das Unglück voll zu machen kommt er unserer Stelle immer näher! Mit Vorsicht, durch eine gut verständliche Geste absolute Stille gebietend wecke ich meine beiden Kameraden. Sie verstehen sofort, ohne Geräusch, so flach wie nur möglich auf dem Boden liegend beginnen wir zu beobachten. Wir erkennen jetzt klar menschliche Schritte, und bald sehen wir durch eine kleine Lücke zwischen den Zweigen auf Bodenhöhe die Beine eines Mannes, der schnurstracks auf uns zukommt. Der Augenblick ist kritisch, und das Herz schlägt uns stark, aber wir sind eher zu allem anderen entschlossen als uns verhaften zu lassen. Der Mann kommt immer noch auf uns zu, er ist nur noch ein Dutzend Meter entfernt, als er plötzlich stehen bleibt. Hat er uns bemerkt? Vielleicht ist er stehen geblieben, um uns zu betrachten. Ich lasse ihn nicht aus den Augen, ich beginne schon meinen Sack und meinen Knüppel in die Hand zu nehmen, bereit zu jeder Möglichkeit, als er plötzlich, nachdem er sich eine Gerte geschnitten hat, kehrt macht und dorthin zurückgeht, von wo er gekommen ist.

Hat er uns bemerkt? Ist er zurückgegangen, um Verstärkung zu holen.? Das ist das, was wir uns bange fragen, aber nachdem wir gut nachgedacht und das Terrain und die Stelle, wo er sich befand, gründlich untersucht haben, folgern wir, dass er uns nicht bemerkt haben kann und angesichts der großen Gefahr, in die wir laufen, wenn wir den Wald zu dieser Stunde verlassen, beschließen wir, bis zur Nacht hier zu bleiben. In der Tat treffen unsere Vermutungen zu, der Rest des Nachmittags vergeht, ohne dass wir auf irgendeine Weise belästigt würden.

15. Kapitel. Hier ist die Grenze!

Dreizehnte Marschnacht, 24./24. September

Aus Furcht, einigen verspäteten Spaziergängern zu begegnen - heute ist Sonntag und wir uns in der Nähe einer Siedlung befinden, warten wir, dass es etwas später wird, bevor wir uns auf den Weg machen. Um zehn Uhr verlassen wir unseren Wald. Das Wetter ist schön, der Mond leuchtet, der Polarstern, der wie immer unser bester Führer ist, strahlt, aber leider nicht lange. Bald ziehen Wolken auf, und die verstecken ihn uns für den Rest der Nacht. Die Dunkelheit macht unseren Gang in dieser Nacht besonders schwierig.

Von Enttäuschung zu Enttäuschung

Seit einigen Nächten haben wir wegen fehlender Hinweisschilder auf den Straßen jeden Orientierungspunkt auf der Karte verloren. Wir kennen nicht den genauen Ort, wo wir uns befinden. Außerdem haben wir in unseren Berechnungen einen Fehler gemacht, die kleine Stadt, in deren Nähe wir uns befinden, ist nicht diejenige, die wir vermuteten. Wir sollten uns am nächsten Tag darüber klar werden und die enttäuschende Gewissheit darüber erfahren..

Wir glauben uns in etwa zwanzig Kilometer von der Grenze entfernt zu befinden, und so marschieren wir mit der Überzeugung, den entscheidenden Schritt heute Nacht machen zu können. Deshalb sind wir entschlossen, größtmögliche Vorsichtsmaßnahmen zu treffen und selbst die kleinsten Verkehrswege zu vermeiden.

Das Gelände ist eben. Es sind im Allgemeinen nur Weiden, zerschnitten von Hecken mit

Stacheldraht, die die Weiden einzäunen und Gräben, was das Vorwärtskommen sehr mühsam macht. Mehr noch! Nach unserer Prognose und Berechnungen müssten wir in dieser Gegend eine kleine Eisenbahnlinie überqueren, die wir nicht finden. Wir werden dessen bewusst, dass wir uns geirrt haben. Das ist eine schmerzhaft Enttäuschung.

Nach einer Weile wird es bewölkt, der Polarstern ist nicht mehr sichtbar, wir sehen nicht klar genug, um zu gehen, vor allem durch die dauernd von Hindernissen übersäten Wiesen. Wir sind jeden Augenblick gezwungen, verstoßen unseren Kompass zu beleuchten.

Hindernis auf Hindernis

Wir haben Angst, dass der Tag uns an der Grenze in voller gefährlicher und überwachter Zone überrascht, deshalb beschleunigen wir trotz der schlechten Marschbedingungen unsere Schritte mit dem Risiko, in eine Grube, oder in einen Graben zu fallen, oder uns in künstlichen Hecken von Weißdorn zu verlieren, was uns übrigens oft geschieht. Wir haben uns Hände, Arme und selbst das Gesicht ganz zerkratzt, das macht nichts, nur vorwärts, so schnell wie möglich. Ich führe den Zug an. Meine Kameraden folgen mir so dicht, wie sie nur können, immer im Gänsemarsch; so bin ich der, der sich am meisten weh tut, wenn es ein Hindernis gibt.

Bis Mitternacht etwa das gleiche Gelände, Weiden, einige wenige bebaubare Äcker, aber immer ein Gelände, wo das Marschieren schwerfällt. Wir finden jeden Augenblick enorme Weidenhecken, Haufen von Dornen, Stacheldrahtreihen und manchmal tiefe und mit Wasser gefüllte Gräben. Glücklicherweise leisten unsere Stacheldrahtscheren gute Arbeit.

In einem privaten eingezäunten Grundstück

Wir nähern uns dem Ziel. Werden wir morgen vielleicht schon frei sein? Vielleicht werden wir aber leider aufgegriffen? Diese Gedanken kommen mir blitzartig. Ich habe aber keine Zeit lange daran zu denken, so sehr muss ich auf meine Schritte achten. Gegen Mitternacht stoßen wir auf ein sehr starkes und mindestens drei Meter hohes Gitter. Wir fragen uns, was das sein könnte. Wir finden bald eine Lücke im Gitter und schlüpfen hindurch, legen einige hundert Meter mitten durch Wiesen zurück und kommen zu einem mit Tannen bepflanzten Park. Wir biegen in eine kleine Allee ein, als wir plötzlich auf ein Wohnhaus stoßen, so etwas wie ein Försterhaus.

Glücklicherweise gibt es dort keinen Hund, der Alarm schlägt. Wir entfernen uns schnell, aber werden durch dasselbe immer noch sehr hohe Gitter aufgehalten. Wir gehen an ihm entlang, um eine Lücke oder irgendeinen Ausgang zu finden, aber wir finden nichts. Wir entschließen uns, hinüber zu steigen. Ich klettere als erster an einem Stützpfeiler herauf, und mit meiner Drahtschere schneide ich zwei Reihen Stacheldraht durch und springe auf die andere Seite.

Das Gelände wird immer waldreicher, das Wetter immer dunkler, so wird auch der Marsch immer schwerer. Das noch um so mehr, weil wir den Kompass nicht gebrauchen können, da wir ihn nicht an dieser so grenznahen Stelle, vielleicht sogar direkt an der Grenze beleuchten wollen. Wir werfen doch von Zeit zu Zeit einen Blick darauf, indem wir uns in einem Graben verstecken und das Licht unter unserer Mütze verbergen. Da wir in der Umgebung keinen Durchgang finden, sind wir gezwungen, mehrere kleine Wälder zu durchqueren, eine Art mit Weißdorn und Dornen durchsetzte Dickichte, was bei dieser Dunkelheit extrem schwierig ist. Unsere Kleidung ist zerrissen und in Lumpen, unser Gesicht in einem schrecklichen Zustand. Unsere Hände sind von Dornen zerkratzt. Wir schätzen aber unsere Leiden gering ein, so

sehr befinden wir uns in einem fiebrigen und überreizten Zustand.

Plötzlich, als wir durch eine kleine Schonung gehen, stößt Ravailhe, der sich etwas von Michel und von mir entfernt hat, einen Schrei aus. Wir eilen zu ihm. Er ist in eine, mindestens zwei Meter tiefe Grube gefallen. Wir helfen ihm heraus, glücklicherweise hat er nichts, aber welche Angst!

Ein Augenblick des Schreckens

Einen Augenblick später, wir gehen an einem Saatfeld entlang, werfe ich instinktiv einen Blick auf die andere Seite des Feldes, und plötzlich und unerwartet erscheint mir die Silhouette eines Mannes in einigen Metern Entfernung. Ein plötzlicher Schrecken durchzuckt mich. Einen blitzschnellen Augenblick denke ich, dass es eine Wache ist, wir sind in Grenznähe. Aber schnell beruhige ich mich.

Ich sehe genauer hin... Eine einfache Puppe! Eine Vogelscheuche!... aber so gut nachgemacht!.... So gut hingestellt, um uns Angst einzujagen!

„Na, Alter“, sage ich und wende mich an meine Kameraden, "hatte ich aber Schiss!" "Ich auch", sagt Ravailh. „Und ich erst recht"! fügt Michel hinzu.

Aber wir haben keine Zeit, um Halt zu machen und über unsere Ängste zu plaudern, das ist kaum der Augenblick dafür! Wir gehen geschwind weiter. In dieser Nacht machen wir nicht eine Minute Halt, weder für eine Pause, noch um zu essen.

Die Nähe, der Grenze versetzt uns in einen solchen Fieberzustand, dass wir nur daran denken sie zu überqueren.

In Holland?

Als wir unsere Karte studierten, hatten wir ganz in der Nähe eine kleine Lokalbahnlinie bemerkt, die zuerst an der Grenze entlang und weiter ins holländische Gebiet nordwärts führte. Wir dachten daran sie wieder zu finden. Etwa zwei Stunden nach der Begegnung mit dem "Strohmann", und nachdem wir eine beträchtliche Anzahl von Hecken, Gräben und mit Stacheldraht umzäunte Pflerchen überwunden haben, sehen wir sie vor uns. Bei diesem Anblick fühlen wir unsere Herzen höher schlagen, und gleichzeitig stoßen wir einen Ausruf der Überraschung und Freude aus: "Holland!"

Freund Michel, der am meisten überzeugt ist, schreit: "Es lebe Frankreich!" Ich habe auch Lust, es ihm gleichzutun, aber ich werde von einer undefinierbaren Angst zurückgehalten. Ich habe Angst, dass wir uns verirrt haben.

So unterbreche ich die Freude meines Freundes Michel: "Schrei nicht zu laut" sage ich ihm, „unsere Flucht aus Deutschland ist noch nicht sicher!. Seien wir vorsichtig“. Meine Duschke ernüchert ihn, und er sagt: "Du hast recht, warten wir es ab". Wir beraten uns leise einige Augenblicke und beschließen, der Eisenbahnlinie auf's Geratewohl nach rechts zu folgen.

In Holland oder in Deutschland?

Es beginnt zu tagen, unsere Uhr zeigt halb fünf, unser Kompass bietet uns eine Genugtuung, indem er anzeigt, dass die Eisenbahnlinie, die wir berühren und die auf unserer Karte eingezeichnet ist, tatsächlich Richtung Nord, leicht Nord West führt. Diese Feststellung beruhigt uns. Verschiedene andere Indizien bestätigen immer mehr diese Hoffnung. Zuerst: die Schwellen der Gleise sind aus Holz, statt aus Eisen, wie wir es überall in Deutschland gesehen haben. An einem Bahnübergang sind die Hinweisschilder, die auf Gefahren hinweisen, nicht in der gleichen Sprache geschrieben. Wir glauben, dass es Flämisch ist.

Ganz in der Nähe des Bahnüberganges kommen wir zum Eingang eines Dorfes, wo die Straßen gepflastert sind, aber auf eine neue Art. Die Pflastersteine sind nicht kreisförmig, sondern in Reihen angeordnet.

Bei diesem Anblick sagen wir uns: "Es ist so weit, wir sind in Holland". Wir sind uns dessen so sicher, dass wir kaum mehr Vorsichtsmaßnahmen treffen. Wir gehen in das Dorf hinein, mitten auf dem Weg und denken nicht daran, Lärm zu vermeiden.

Eine Enttäuschung, die uns zu Stein erstarren lässt

In der Mitte des Dorfes steht am Wegesrand ein großes Hinweisschild, wie in allen deutschen Dörfern. Wir nähern uns, um es zu lesen. Leider! Wir sehen, geschrieben in dicken Buchstaben und auf deutsch: "Wessec (evtl. Weseke?), Bezirk Münster, Unterbezirk Coesfeld".

Bei dieser Lektüre läuft es uns kalt über den Rücken. Wir sind noch in Deutschland! Wir laufen Gefahr entdeckt zu werden, da es sechs Uhr morgens ist und in mehreren Häusern die Leute aufstehen. Der Augenblick ist kritisch. Es gibt nur eine Möglichkeit: heraus aus dem Dorf und eine Zuflucht zu finden und uns schnellstens zu verstecken.

Kaum haben wir einige Schritte gemacht, als ein Mann aus seinem Hause herauskommt, genau auf unserem Weg. Wir gehen schnell weiter. Wir verlassen das Dorf. Etwa hundert Meter links sehen wir einen Pfad querfeldein, wir biegen ein, aber um das Unglück voll zu machen führt er uns zweihundert Meter weiter zu einem Bauernhof. Durch das Fenster sehen wir die Leute, die schon aufgestanden sind und ins Hause gehen. Glücklicherweise kommt uns niemand entgegen. Dreihundert Meter weiter, beschließen wir, da wir nichts Besseres finden, in einem dreiseitig von jungen Eschen und Dornen gebildeten Gestrüpp, das zwischen der Wiese, einem bebaubaren Acker und der Straße liegt, zu bleiben. Wir verbergen uns dort, so gut wie wir können, indem wir auch noch in einen Graben hinabsteigen.

Hier ist die Grenze!

Sofort, als wir versteckt sind schauen wir auf unsere Karte, um zu wissen, wo wir uns genau befinden. Der Name des Dorfes Wessec (Weseke?) hilft uns dabei, tatsächlich finden wir ihn ganz in der Nähe der holländischen Grenze. Wir messen so genau, wie wir es können, mit dem Maßstab unserer Karte die Entfernung, die uns von ihr trennt. Wie schätzen ungefähr vier Kilometer. Dieses Mal gibt es keinen Zweifel, die Grenze ist ganz nah, nur einige Kilometer entfernt. Wir haben die Gewissheit, weil alles mit unserer Karte übereinstimmt: der Name des Dorfes, die Eisenbahnlinie, die Richtung, der sie folgt.

Der Tag vergeht ohne Zwischenfall, obwohl wir nicht ruhig sind. In der Tat, wir sind schlecht versteckt, in der Nähe eines Bauernhofes, am Straßenrand. Wir merken, dass die Leute kommen und gehen. Die Kinder hüten die Tiere auf der Wiese nebenan, aber sie nähern sich uns nicht. Es ist wunderbares Wetter. Vielleicht ist es für uns alle oder für einen unter uns der letzte Tag, da man heute Abend, in der nächsten Nacht den berühmten Übergang versuchen muss.

Werden wir endlich das Ziel, das wir seit vierzehn Tagen und Nächten verfolgen, erreichen und das höchste Glück der Befreiung, wofür wir so viel gelitten haben, genießen können? Leider gibt es so viele Enttäuschungen, so viele Hoffnungslosigkeit am Eingang dieses Paradieses, der Heimat der Freiheit, dass wir kaum daran zu glauben wagen!

16. Kapitel.

Die Überquerung der Grenze

Vierzehnte und letzte Marschnacht, 25./26. September

Dieses Mal wissen wir, dass wir dem Ziele nahe sind. Wir haben die Gewissheit nur vier Kilometer von der holländischen Grenze entfernt zu sein. In dieser Nacht also steigt das große Unternehmen.

Wir machen den ganzen Tag nichts anderes, als nur darüber zu reden. Eine große Gefühlsaufwallung hält uns gefangen

Werden wir das schreckliche Hindernis überwinden und unsere Freiheit zurückerobern? Das Glück, dabei erfolgreich zu sein, scheint uns so groß, dass wir gar nicht daran zu glauben wagen.

Aber das ist nicht der Augenblick zu verzagen, wir brauchen alle unsere Kräfte und Geistesgegenwart.

Unser Marschplan

Zuerst legen wir unser Marschplan fest. Wir sind in der Mitte eines "V", das rechts von der Straße und links von der Lokalbahn gebildet wird. Die gleiche Bahn war am Morgen die Ursache unserer großen Freude und unserer großen Enttäuschung, Die Grenze durchschneidet dieses "V"-etwa einen Kilometer von dem Punkt, wo Bahn und Straße aufeinander treffen. Die Länge der Grenze zwischen Bahn und Straße beträgt auch etwa einen Kilometer.

Wir beschließen in der Mitte hindurchzugehen. Wenn die Nacht dunkel ist, können wir uns leicht auch ohne Kompass und ohne Licht zurechtfinden.

Wir haben keine Ahnung, welche Hindernisse es an der Grenze gibt und wie sie bewacht ist. Wir hörten im Gefangenenlager die unterschiedlichsten Gerüchte. Man hat uns von einer Postenkette mit einem Soldaten je hundert Meter, von Stacheldrahtzäunen, von Gräben, sogar von Hochspannungsdrähten erzählt, In einem Wort, alles, was uns gesagt wurde ist nicht dazu da, uns zu beruhigen. Aber wir wissen absolut nichts Sicheres.

Unsere letzten Vorbereitungen

Es beginnt zu dämmern. Wir kriechen heraus, um unsere letzte Mahlzeit auf deutschem Boden einzunehmen, einige Kekse, die letzten, die uns bleiben, getunkt in ein bisschen Kondensmilch.

Wir erörtern ein Hauptproblem: Was machen wir, wenn eine Wache oder eine Streife auf uns trifft und uns aufhalten will ?

Die Frage ist gravierend..... Unser Leben steht auf dem Spiel. Wir wissen, dass die Deutschen nicht zögern würden auf uns zu schießen...

Meine beiden Kameraden sind ratlos!.. Sich töten zu lassen unter den obwaltenden Umständen, auf dieser fremden Erde, so weit von den Angehörigen, die es vielleicht nie erfahren werden.

Wir denken an all die Leiden, die wir während dieser vierzehn Tage und Nächte ausgehalten haben, um bis hierhin zu kommen

Wir betrachten unseren kläglichen Zustand. Wir ähneln nicht mehr menschlichen Wesen. Die schlechte Kleidung, die wir den Deutschen gestohlen haben, das sind nur Lumpen, namenlose Fetzen, die wir an vielen Stellen ausbessern oder besser gesagt mit Schnüren anbinden mussten. Unsere Hände und Gesichter sind von Narben bedeckt, aufgeritzt von Dickichten und Hecken voller Zweige und Dornen, die wir überquert haben. Nein, wirklich, wir haben zu

sehr gelitten um uns aufgreifen zu lassen, jetzt, wo wir fast m Ziel sind.

Letzte Vorbereitungen

Was mich betrifft, ist mein Entschluss unwiderruflich, entweder ich komme durch, oder ich lasse mich töten. Ich teile ihn meinen beiden Kameraden mit, die mir sofort zustimmen.

Wir ziehen alle Möglichkeiten in Betracht. Wenn wir auf einen Einzelposten stoßen, ohne ihn vermeiden zu können, erschlagen wir ihn, bevor er Zeit hat auf uns zu zielen!

Wenn wir nicht verhindern können, dass man auf uns zielt, fliehen wir so schnell wir können und nehmen in Kauf, von einer Kugel getroffen zu werden.

In einem benachbarten Eschenwald schneiden wir uns solide Knüppel in Handgelenkdicke von mehr als einem Meter Länge.

Wir setzen die Zeit unseres Aufbruchs auf Mitternacht fest. Wir rechnen mit zwei Stunden bis zur Grenze. Zwei Kilometer pro Stunde, das ist wenig, aber man muss so vorsichtig gehen! Wir hoffen, dass zu dieser morgendlichen Stunde die Wachsamkeit der Grenzposten etwas nachlässt.

Mitternacht! Auf den Weg!

Endlich ist es Mitternacht! Das Warten schien uns ewig lang, seit es dunkel wurde! Jeder von uns fasst allen seinen Mut zusammen. Letzte Empfehlungen!... Nun los!

Es ist ein wunderbarer Mondschein, mehr als wir es gewollt hätten, weil wir sichtbar sind. Aber andererseits sind wir mit dem Polarstern sicher, nicht von der korrekten Richtung abzuweichen. Wir gehen im Gänsemarsch. Ich übernehme die Führung, voll entschlossen, immer vorwärts zu gehen, überzeugt, dass die Wagemutigsten immer die beste Chance haben.

In einem unentwirrbaren Labyrinth

Zuerst gehen wir ziemlich schnell auf ebenem Gelände über Wiesen, die durch Stacheldrahtzäune und Hecken sehr zerteilt sind. Je mehr wir vorwärtsgehen, um so dichter werden die Hecken und Zäune, und um so mehr verlangsamt sich unser Vorwärtkommen. Diese Hecken, alle sehr dicht aus Weißdorn und Weiden, sind von etwa 60 cm tiefen wasser-gefüllten Gräben an beiden Seiten sowie durch mehrere Reihen von Stacheldrahtzäunen in der Mitte der Hecke verstärkt. Glücklicherweise können wir sie mit unseren Stacheldrahtscheren durchschneiden.

Man muss um jeden Preis vor Tagesanbruch an der Grenze sein. Wir stechen und zerfetzen uns, aber wir geben kaum Acht darauf, wir fühlen nichts, so sehr sind unsere Nerven angespannt. Mehrere Male fallen wir in die Gräben, die die Hecken säumen. Endlich, nach einer Stunde, kommen wir aus diesem unentwirrbaren Labyrinth heraus mit zerlumpter Kleidung und blutbedeckt. Vor uns scheint das immer noch flache Gelände auf den ersten Blick ohne Hindernisse zu sein, es ist kahl und nicht bebaut.

Wir schöpfen wieder Vertrauen, leider nicht für lange. Wir gehen vierzig oder fünfzig Meter vorwärts. Was sehen wir? Einen Graben, fünf oder sechs Meter breit, zwei Meter tief, voller Brombeeren, Sträucher und abgeschlagenen Zweigen, wohl versehen mit Stacheldraht. Mit unendlicher Vorsicht gelingt es uns, sie zu überwinden, aber wir sind noch nicht fertig. Es sind etwa zehn ähnliche Gräben, wo wir hindurch müssen. Da der Mond immer noch leuchtet, sehen wir, dass es damit zu Ende ist. Welche Erleichterung! Eine große Wiese erstreckt sich vor uns am Rande der dunklen Masse eines Dickichts. Bis jetzt haben wir nichts Außergewöhnliches gesehen. Kein verdächtiges Geräusch. Wir überqueren die Wiese ohne daran zu denken, dass unser Marsch auf offenem Gelände in so großer Grenznähe gefährlich und unvorsichtig ist.

Wir kommen zum Wald, eine junge Schonung von acht oder zehn Jahren, die uns sehr dicht und eng zu sein scheint. Wir gehen links an ihr entlang, weil wir Angst haben, uns in der Dunkelheit zu verirren, wenn wir hineingehen. Der Mondschein lässt uns hundert Meter weiter eine weniger dicht bepflanzte und weniger dicke Stelle bemerken. Ohne ein Wort zu sagen (wir haben nicht einmal zehn leise Worte gesprochen seit unserem Aufbruch heute Abend) gehen wir dorthin. Trotz aller unserer Vorsicht können wir nicht verhindern, einige Geräusche zu machen, die trockenen Zweige knistern manchmal unter unseren Schritten. Nach zwanzig oder dreißig Meter erreichen wir den Waldrand.

Eine drohende Gefahr

Bevor wir ganz aus der Schonung herauskommen, untersuchen wir das Gelände gegenüber. Wir sind sofort überrascht durch den Anblick von Licht. Eine ziemlich breite Wiese erstreckt sich vor uns, und dieses Licht scheint etwa zweihundert Meter entfernt mitten auf der Wiese, direkt uns gegenüber in der Richtung, der wir folgen müssen.

In diesem Augenblick wähen wir uns in Gefahr, wir fühlen, dass sie unmittelbar drohend ist. Immer noch vom Wald geschützt beraten wir uns. Zuerst schauen wir auf die Uhr. Es ist zehn vor zwei. Wir schätzen, dass wir in unmittelbarer Grenznähe sind. Wir betrachten gründlich das Licht, das immer noch unbewegt vor uns leuchtet, und wir werden uns darüber klar, dass es das Fenster eines beleuchteten Hauses ist. Da wir die fortgeschrittene Stunde in Betracht ziehen, schließen wir sofort daraus, dass das das Wachlokal eines Grenzpostens sein muss. "Mein armer Charrier", sagt Michel in mein Ohr, "Das ist der Augenblick, die gute Vorsehung zu bitten, dass sie uns hilft und alles zum Guten wenden lässt".

Der entscheidende Augenblick

Was tun? Ich fühle, dass der entscheidende Augenblick gekommen ist, aber ich bin in einem solchen Zustand der Überempfindlichkeit, dass ich mich keine Sekunde mit dem Gedanken eines Misslingens beschäftige. Ich appelliere an meine eigene Kaltblütigkeit. Trotz allem und mehr denn je bin ich bereit, durchzukommen oder mich töten zu lassen. Aber ich sage nichts davon. So wie ich behalten auch meine beiden Kameraden ihre Eindrücke für sich.

Wir beschließen, uns links am Waldrand zu halten, um dem, was wir für einen Grenzposten halten, auszuweichen. Wir bewegen uns auf dem Bauch kriechend.

Kaum haben wir einige Meter zurückgelegt, erlischt das Licht plötzlich. Ohne uns damit aufzuhalten, die Ursache davon zu diskutieren, setzen wir unsere mühsame Vorwärtsbewegung fort.

Am Ende dieses äußerst mühsamen Marsches entschließen wir uns, die Wiese an der Stelle zu überqueren, wo sie am schmalsten zu sein scheint. Wir verlassen den Waldrand. Da wir im vollen Mondschein sind, verdoppeln wir die Vorsichtsmaßnahmen, noch fünfzig Meter dieselbe Art der Vorwärtsbewegung, und wir sind an einer großen beschnittenen Weißdornhecke, was uns zuerst seltsam erscheint. Was mich betrifft, ich bin derartig in Eile, mit allem fertig zu werden, dass ich mich nicht damit aufhalte.

Hier in der Nähe beginnt ein senkrechter sehr enger Pfad zwischen zwei Hecken von beschnittenem Weißdorn, hoch genug, dass man zwischen ihnen aufrecht gehen kann. Mit einem einfachen Handzeichen an meine Kameraden, die mir mit einer Geste zustimmen, empfehle ich ihnen eine sehr leise Gangart, was übrigens sehr einfach ist, da die Ränder des Pfades mit einem guten Rasenteppich bewachsen sind. Wir bewegen uns, ohne das geringste Geräusch zu machen. Ich kümmere mich nicht mehr um meine zwei Kameraden, die hinter mir sind. Etwas lässt mich vorausahnen, dass man uns beobachtet, meine Augen, meine Ohren, alle meine Sinne sind extrem angespannt. Ich drücke so nervös meinen Knüppel, dass ich ihn beinahe zerbreche.

Wir mögen etwa dreißig, oder vierzig Meter zurückgelegt haben, als ich nach einer kleinen Biegung eine Unterbrechung des Pfades sehe. Ein kleiner Weg, eine Straße durchquert ihn, Ich fahre fort vorwärts zu gehen. Ich komme an die Ecke der Hecke, genau richtig, um vom Pfad abzukommen. Mein Körper streift beinahe die Hecke, die mit einem plötzlichen Knick aufhört. Ich stecke den Kopf vor, um den Weg an meiner Linken zu untersuchen.

Im gleichen Augenblick erblicke ich ein blitzhelles Aufleuchten von Stahl und höre ein energisches "Halt! Wer da?" Wie eine elektrische Ladung durchzuckt es mich. Ich springe nach vorn. Die Flamme eines Gewehrschusses beleuchtet mein Gesicht, ich spüre nichts: nicht getroffen. Ich bin schon auf der entgegengesetzter Seite des Weges, glücklicherweise im Schatten der großen Bäume, die ihn säumen. Instinktiv halte ich mich an die entgegengesetzte Seite meines Angreifers. Ich werfe mich mit aller Kraft meiner elektrisierten Beine nach vorn an der Hecke entlang. Ein zweiter Schuss knallt fünf oder sechs Meter von mir entfernt, dann ist es ein ununterbrochenes Schießen. Ich höre die Kugeln in meiner Nähe pfeifen. Nach dreißig Metern verrückten Laufes unter Kugeln bemerke ich eine Lücke in der Hecke, Richtung Holland. Ich werfe mich hinein. Ich laufe immer noch mit voller Geschwindigkeit. Die Schüsse werden seltener, und dann hören sie ganz auf.

Aber ich höre die Schritte von jemandem, der sich ganz nah an meine Fersen heftet. Ich habe den Eindruck, dass das ein "Boche" ist, der mich verfolgt. Ich streng mich so an, wie ich kann, aber unmöglich, den hinter mich zu lassen. Ich fühle sogar, dass der an Boden gewinnt. Er kommt immer näher. Ich werfe meinen Sack von den Schultern. Er behindert mich. Verlorene Mühe, derjenige, der mich verfolgt, nähert sich mir immer. Da ich sehe, dass er mich einholen wird, beschließe ich, ihn nieder zu schlagen. Ich habe immer noch meinen Knüppel, der Mann ist nicht weiter als zwei Meter von mir, ich spüre es. Ich mache plötzlich Halt und springe beiseite, mitgerissen von seinem Schwung, er geht ganz nah an mir vorbei. Mein Knüppel ist schon erhoben... aber da erkenne ich Ravailh; mein Arm bleibt rechtzeitig stehen. Ohne Ein Wort zu sagen, ohne Halt zu machen, setzen wir unseren verrückten Lauf fort. Beinahe sofort danach kommen wir zu einem kleinen Wald, wir dringen einige Meter hinein und durchqueren ihn. Wir stoßen gegenüber auf eine kleine Eisenbahnlinie. Wir sind in Holland!!! Jetzt haben wir die Gewissheit. Das ist die in unserer Karte verzeichnete Linie. Aber wir sind noch zu nah, um stehen zu bleiben. Wir fahren fort, nord-westwärts zu marschieren und folgen einem von großen Bäumen überschatteten Weg. Hundert Meter weiter erreichen wir ein schwach beleuchtetes Gebäude. Das muss der Grenzposten sein. Wir sehen niemanden, wir gehen an ihm vorbei. Wir gehen noch zwei-dreihundert Meter weiter, und dann bleiben wir endlich stehen...

Aber was ist aus Michel geworden?

Aber, was ist aus Michel geworden? Das ist die erste Frage, die mein Kamerad und ich uns stellen, ist er getroffen worden? Wir fragen uns mit Besorgnis. Wir denken mit Trauer daran, dass er vielleicht schwer verwundet ist oder sogar tot...

Wir hoffen trotzdem, dass er eine andere Richtung als die unsrige hat nehmen können. Wir denken daran ihn zu rufen, aber wir haben Angst davor uns wieder aufgreifen zu lassen, weil wir wissen, dass entflozene Kameraden von den Deutschen selbst auf neutralem Gebiet wiederaufgegriffen worden sind. Wir machen kein Geräusch und gehen weiter, um mehr in Sicherheit zu sein.

Wir sind erschöpft; wir ruhen uns aus, aber nur kurz, und nehmen unseren Gang wieder auf. Wir gehen langsamer durch Feldwege, grasbewachsene Alleen, Weiden, auf einem sehr ebenen Gelände, aber im Gegensatz zu demjenigen, das wir bewältigt haben, ohne Hindernisse.

Wo sind wir?

Ravailh ist sich noch nicht ganz sicher über unser Schicksal. Da er wenig Kenntnisse von Landkarten hat, misstraut er ihnen. Ich tue trotzdem alles, ihn zu beruhigen; er ist der Meinung immer weiterzugehen. Wir gehen weiter voran, aber schön langsam, da wir eine extreme Müdigkeit spüren. Bei Sonnenaufgang folgen wir einem kleinen Weg und kommen zum Eingang einer kleinen Ortschaft, die uns wenig wichtig zu sein scheint. Es ist beinahe hell, wir gehen an einer armseligen Dorfkirche vorbei... Wir suchen ein Hinweisschild, um den Namen der Ortschaft zu erfahren, aber wir sehen nichts. Ich bin mir ziemlich sicher, die Grenze überschritten zu haben und versuche Ravailh zu überzeugen, uns zuerkennen zu geben.

Man erkennt uns

Da wir in den Häusern noch nirgends Licht sehen, setzen wir uns auf eine Steinbank neben der Kirche und warten drauf, jemanden zu sehen. Nach einem Augenblick bemerken wir einen guten Alten, der eine Schubkarre vor sich herschiebt. Es muss ein Tagelöhner sein, der zu seiner Arbeit geht. Wir gehen auf ihn zu. Er hat eine gütige Miene. Er scheint etwas sprachlos zu sein, als er uns in einem so bemitleidenswerten Zustand sieht! Ich rede ihn auf französisch an, und frage "Nous sommes bien en Hollande ici"? Aber ich sehe, dass er es nicht versteht. Es kommt mir der Gedanke die gleiche Frage auf deutsch zu stellen. Sofort antwortet er: "la, la" (sic). Ravailh lässt ihn es mehrmals wiederholen, trotzdem traut er dem Braten immer noch nicht. Eigentlich scheint der gute Mann ehrlich zu sein. Immer noch auf deutsch erkläre ich ihm, dass wir aus Deutschland entflohenen französischen Kriegsgefangene sind.

Sofort zeigt er uns seine Zufriedenheit und macht uns Zeichen, ihm zu folgen. Er nimmt uns zu sich mit, ganz in der Nähe. Sein kleines Haus macht einen ärmlichen, aber sehr sauberen Eindruck. Wir gehen in die Küche, wir setzen uns, während unser Gastgeber in das benachbarte Zimmer geht, um seine Frau zu benachrichtigen. Diese steht sofort auf und kleidet sich an. Sie ist eine ganz kleine Alte, die uns sofort Güte und Barmherzigkeit erweist. Sie macht Feuer in ihrem flämischen Ofen und bereitet für uns große Schalen von gezuckerter heißer Milch mit Sahne. Wir lassen uns diese guten Sachen, denen bald ein richtiges Frühstück - Butterbrote, Kakao etc - folgt, gut schmecken.

Letzter Schrecken

Während dieser Zeit geht der Mann weg. Eine Viertelstunde später öffnet sich die Tür, und hinter unserem Mann sehen wir einen bewaffneten Soldaten mit dem Gewehr über der Schulter eintreten.

Einen Augenblick bin ich voller Schrecken, ist das nicht ein deutscher Soldat? Sind wir verraten worden?

Aber der Soldat versteht, und er beeilt sich uns zu beruhigen. Er spricht ein akzentfreies Französisch. "Beruhigen Sie sich" sagt er uns, "Sie sind tatsächlich aus Deutschland heraus". Wir atmen auf und empfinden im Herzen eine riesige Freude.

"Sind Sie französische Soldaten?" fragt er uns noch.

"Ja, wir sind französische Soldaten, geflohen aus Marsberg Westfalen".

"Geben Sie mir Ihre Papiere!" Wir zeigen ihm unsere Erkennungsmarken und die in der Gefangenschaft empfangenen und in der Tasche aufbewahrten Briefe unserer Eltern. Er fügt hinzu: "Jetzt haben Sie nichts zu befürchten. Man wird Sie zu Ihrem Konsul nach Rotterdam führen, aber zuerst muss ich Sie zu meinem Kompaniechef nach Aalten bringen, eine kleine Stadt, die sich vier Kilometer von hier befindet. Essen Sie sich satt, nehmen Sie sich Zeit,

ruhen Sie sich aus, und wenn Sie bereit sind, gehen wir los. Wir werden schön langsam gehen, da ich sehe, dass Sie sehr müde sind, und wir haben Zeit".

XVII: Kapitel. Unsere Rückkehr nach Frankreich.

Die gute Alte tischt uns immer noch etwas auf. Ich sehe noch ihre Bemühungen, uns alle Gerichte kosten zu lassen und einen Nachschlag zu nehmen

Aufenthalt in Aalten

Als das Frühstück beendet ist, brechen wir mit unserem neuen Weggenossen auf. Die vier Kilometer scheinen nicht lang zu sein, wir sind so glücklich, und unser Führer ist so liebenswürdig! Er hört während der ganzen Wegstrecke nicht auf, mit uns zu reden. Gegen neun Uhr kommen wir in der kleinen Stadt Aalten an. Sie scheint uns sehr hübsch zu sein.

Der Hauptmann, Kommandeur der an der Grenze mobilisierten holländischen Truppen, hat sein Hauptquartier in einem Hotel aufgeschlagen. Wir werden ihm vorgestellt, er bereitet uns einen warmen Empfang und beglückwünscht uns. Er erteilt dem Hotelbesitzer Befehl, uns alles zu geben, was wir benötigen, "Was Ihre Sachen betrifft" sagt er, "haben wir keinen Befehl, ihnen was zu geben, aber wir werden sie ein bisschen zusammenflicken.. Was essen und trinken anbelangt, Ihr Konsul gesteht Ihnen alles zu, was Sie wollen, also haben Sie keine Hemmungen. Sie werden den Rest des Tages und die Nacht hier verbringen, und Morgen früh werden wir Sie mit dem Zug nah Rotterdam zu Ihrem Konsul bringen."

Es ist unmöglich, unser Glück an diesem Tag zu beschreiben. Er zählt zu den glücklichsten unseres Lebens

Die Bevölkerung bereitete uns einen reizenden Empfang. Den ganzen Abend kommen die Leute, um uns zu sehen, sie spendieren uns ein Glas und fragen uns nach tausend Details unserer Flucht.

Michel Doche ist gerettet

Die Lokalzeitungen schreiben über unseren Grenzübertritt. Sie schreiben, dass es um zwei Uhr morgens drei französischen Kriegsgefangenen gelungen sei, unter der Nase einer deutschen Patrouille, die sie aus allernächster Nähe verfehlt hat, die Grenze zu überschreiten. Während des Schusswechsels auseinander gerissen sind zwei in Bredevoord und einer in Winterswik angekommen. Wir sehen sofort, dass unser Kamerad Michel unversehrt ist. Darüber sind wir glücklich.

Eine gute Dusche, ein Besuch beim Friseur - wir hatten einen Dreiwochenbart - tun uns gut. Nachts schlafen wir wenig. Seit fast zwei Jahren haben wir uns nicht ausgezogen und in einem Bett geschlafen. Unsere Träume sind Alpträume. Es scheint uns immer, dass die Boches kommen um uns zu verhaften.

Bericht von Michel

Er steigt mit uns in den Zug. Man drückt sich die Hand! Man umarmt sich! Welche Freude uns alle drei wieder zu finden!

"Und ihr seid nicht verwundet?" sagt dieser brave Michel ganz überrascht "Und wie kommt es, dass Du nicht tot bist" erwidern wir. "Nun erzähle uns deine Geschichte. Wie hast du es

fertiggebracht zu entkommen?"

„Also! Als ich sah, dass man mit Gewehren aus mehreren Richtungen auf euch schoss, sagte ich mir, nein, es wird mir nie gelingen herüber zu kommen! Es ist besser sich zu verstecken! Und ich warf mich ins Gebüsch. Aus meinem Versteck sah ich, dass die Boches euch schießend nachgelaufen sind.

Während sie euch verfolgten, kam ich aus meinem Versteck heraus. Ich ging um Wachgebäude herum und versteckte mich hinter eine Holzhaufen, etwa hundert Meter links. Ich konnte nicht weitergehen. Etwas nagelte mich am Platz fest! Ich wollte absolut wissen, ob ihr aufgegriffen, verwundet oder gerettet seid. Denkt daran, dass sie zu viert und überhaupt nicht müde waren!

Nach einem Augenblick sah ich sie zurückkommen, allein aufgewühlt, laut redend. Ah! Umso besser habe ich mir gesagt, die Kameraden sind also nicht aufgegriffen! Kaum ins Haus gegangen, sind sie mit großen Laternen in der Hand zurückgekommen und begannen die Sträucher der Umgebung zu durchsuchen.,..

Das war der Augenblick abzuhausen,. Ich schlage mich ins Feld links, und nach einigen Minuten finde ich die kleine Eisenbahnlinie, die wir zusammen auf der Karte entdeckt haben, wieder. Ich folge ihr rechts, da ich weiß, dass diese Richtung mich sicher nach Holland bringen wird. In der Tat in kurzer Zeit komme ich in Winterswik an.

Die erste Person, der ich begegne, führt mich ohne zu zögern in ein Hotel der Ortschaft. Wie groß ist meine Überraschung, als ich eine Dame sehe, die mich auf Französisch anredet und mit der größten Herzlichkeit empfängt. Das ist die Hotelbesitzerin, wohl bekannt am Ort wegen ihrer Opferbereitschaft für geflohene französische Soldaten. Kaum eingetreten sehe ich zwei Menschen, die auf mich zugehen und durch ihren Aufzug mir ziemlich ähneln. Das sind zwei französische Soldaten, geflohen wie wir, die in der gleichen Nacht über die Grenze gekommen sind. Einer von ihnen ist der Sohn des Generals Pajot, Kommandant der Festung Maubeuge zur Zeit der Invasion.(!)

Ihr werdet erraten, wie gut ich empfangen wurde und wie glücklich wir waren. Am Abend setzte sich die Dame des Hauses ans Klavier und wir haben lange französische Chansons gesungen.

Ach! die schöne Fahrt, die wir gemacht haben durch Holland, entlang des Zuydersees.“

In Rotterdam

Wir kommen in Rotterdam gegen drei Uhr nachmittags an. Zwei Polizeiinspektoren in Zivil warten auf uns und führen uns durch die Stadt. Auf dem Börsenplatz ein Zwischenfall: Die Menge erkennt in uns Entflohene, Menschauflauf, Drängelei. Ein Zivilist (vielleicht ein deutscher Spion) versucht einen von uns an sich zu ziehen, aber der Inspektor umfasst ihn energisch und übergibt ihn zwei uniformierten Polizisten.

Ein Inspektor befiehlt einer Straßenbahn anzuhalten und lässt uns einsteigen, um uns der Menge zu entziehen. Man führt uns zur Hafenpolizei, wo wir darüber befragt werden, was in Deutschland geschieht. Und dann geht es zum Konsulat, wo der Konsul uns wie ein guter Familienvater selbst empfängt. Er nimmt uns in ein schickes Restaurant zum Mittagessen mit. Auch dort Unruhe bei unserem Anblick. Wir müssen getrennt zu Mittag essen

Am Abend werden wir neu eingekleidet, fotografiert und in unser Hotel geführt, wo wir fünfzehn Tage bleiben sollten.

Das hatte einen Grund. Man musste für uns ein sicheres Schiff für die Überfahrt durch die Nordsee finden. In der Tat sind einige Tage vorher sechzig Entflohene, vierzig Russen und zwanzig Franzosen, am Bord eines holländischen Schiffes von einem deutschen Spion denunziert, von zwei deutschen Torpedobooten aufgebracht und in ihre alten Lager in Deutschland zurückgebracht worden.

Dieser Aufenthalt in Rotterdam war für uns zauberhaft. Das Konsulat versah uns jeden Tag mit einem Gulden, mit dem wir "den dicken Otto" spielen konnten. Eines Tages aber wurden Ravaihl und ich, als wir die Docks besuchten, für Spione gehalten und von zwei Polizisten zum Hafenkommisariat gebracht. Der benachrichtigte Konsul hat uns wieder in Freiheit setzen lassen und, um uns zu entschädigen, gab er uns die Möglichkeit, nach Den Haag zu fahren und - welche Ironie den "Friedenspalast" zu besuchen. Tag und Stunde unserer Abfahrt wurden aus Angst vor Spionen geheim gehalten.

Die Überfahrt über die Nordsee

Eines Abends suchte uns der Sekretär des Konsuls auf und sagte mit gedämpfter Stimme: "Bereiten Sie sich vor, sie werden fahren". In fünf Minuten sind wir bereit. Wir folgen ihm ohne ein Wort. Am Ausgang des Hotels sind wir fünf, Doche, Ravaihl und ich und zwei andere Franzosen, die wie wir die Grenze passiert haben. Die Nacht ist dunkel, wir erkennen trotzdem den Tiergarten, wo wir hindurchfahren, und am Ausgang die Hafendocks. Ein großes Handelsschiff wird beladen mit Käsekisten und Margarine. Wir überqueren das zwischen dem Kai und dem Schiff geworfene Brett, und einem Führer folgend begeben wir uns in unsere Kabinen. Der Konsul kommt zu uns und empfiehlt, nicht heraus zu gehen und wünscht uns eine gute Reise. Ich lege mich hin und schlafe ein. Am frühen Morgen werde ich durch das Schlagen der Maschinenkolben geweckt. Und ich schaue mir die Gegend durch das Bullauge an. Wir sind unterwegs, aber noch auf dem Fluss. Ich gehe an Deck, die offene See erscheint am Horizont. Das Wetter ist schlecht. Nieselregen fällt, ein trockener und rauer Wind weht, egal, ich bleibe an Deck und atme mit vollen Lungen den Wind der Befreiung.

Bald nach der Flussmündung wird das Meer unruhiger, und das Schiff tanzt wütend. Wir sind auf offener See. Aber neue Gefühlsaufwallung: zwei Kriegsschiffe fahren mit voller Geschwindigkeit uns entgegen. Sie nähern sich, aber an ihren Zeichen erkennen wir glücklicherweise zwei englische Torpedoboote. Sie haben den Auftrag, uns zu eskortieren, und sie erfüllen ihn, indem sie große Kreise um uns beschreiben. Trotz des stürmischen Meeres drängeln sie sich durch die Wellen hindurch, springen förmlich über ihre Kämme, legen los wie Rennwagen. Das Wetter verschlechtert sich, das Meer ist sehr stürmisch. Die Wellen fegen über das Deck hinweg, es ist unmöglich oben zu bleiben. Dessen ungeachtet geht die Überfahrt ohne Zwischenfälle vor sich, und um drei Uhr sind wir in Sichtweite der englischen Küste an der Mündung der Themse gegenüber Warthmouth. Dort ankern viele Schiffe. Unser Handelsschiff reiht sich unter sie ein und bleibt dort während der Nacht.

In Hull

Früh am nächsten Tag setzt es sich wieder in Bewegung, und fährt an den englischen Küsten entlang. Es wirft Anker am Nachmittag um vier Uhr im Hafen von Hull.

Ein Inspektor des englischen Sicherheitsdienstes kommt an Bord. Er befragt uns lange über unseren Aufenthalt in Deutschland und darüber, was wir über den Meinungszustand unserer Feinde wissen und führt uns zum Hafenkommisariat. Er kommt am nächsten Tag wieder, lässt uns die Stadt besuchen, wo wir die von Zeppelin an mehreren großen Häusern verursachte Beschädigungen sehen.

In London

Am nächsten Tag fahren wir mit dem Schnellzug nach London. Wir sitzen in den bequemen Sesseln der Pullmanwagen und bewundern die mannigfaltigen, für uns so neuen englischen Landschaften. Gegen zwei Uhr nachmittags rollen wir durch den riesigen Vorstadtgürtel von

London und steigen am großen Bahnhof Victoria aus. Sofort werden wir zur französischen Botschaft geführt, dort werden wir sehr ausführlich über alles, was wir über Deutschland wissen, befragt, aber keine Glückwünsche, nur trockene, beinahe strenge Fragen, und um all das voll zu machen, quartiert man uns in ein schlecht geführtes ziemlich scheußliches Hotel ein.

In Folkstone

Am nächsten Morgen besichtigen wir die englische Hauptstadt.

Noch am Abend fahren wir mit dem Zug nach Folkstone, um nach Frankreich eingeschifft zu werden. Wir sind um sieben Uhr abends da. Dort bringt man uns ins Hauptquartier, wo die Angestellten liebenswürdigerweise uns zu sich nach Hause einladen, wir essen dort zu Abend und verbringen die Nacht, als wären wir Familienmitglieder.

Es lebe Frankreich!

Am frühen Morgen erklimmen wir die Felsenküste. Das Wetter ist schön. Man sieht den Himmel von Frankreich. Mit welcher Emotion grüßen wir die französische Küste. Ah! Sein Vaterland nach diesen langen Tagen des Exils wieder zu sehen, was für eine Freude! Das Herz schlägt stark, so stark, dass man es hören kann. Stammelnd, zur Hälfte durch das Schluchzen der Gefühlsaufwallung erstickt, entfährt ein Schrei aus unserer Brust "Es lebe Frankreich".

Um zehn Uhr nehmen wir das Passagierschiff. Eine Menge Leute füllt es, unter ihnen viele Soldaten. Man umkreist uns, man befragt uns, man beglückwünscht uns. Aber die Überfahrt ist kurz.

Wir sind schon im Hafen von Boulogne. Endlich setzen wir unseren Fuß auf französische Erde. Also, noch einmal welches Gefühl in der Seele! Welche Freude im Herzen! Was für ein Augenblick der Trunkenheit, unvergesslich in meinem Leben!

In diesem Augenblick fühle ich von ganzem Herzen das Gefühl tiefer Dankbarkeit aufsteigen, gegenüber der guten Vorsehung und der heiligen Jungfrau Maria, die uns so wunderbar beschützt haben während des großen Abenteuers, das jetzt zu Ende geht, im Augenblick, wo wir den Boden des Vaterlandes so glücklich wieder betreten. Gott sei gelobt! Danke mein Gott!

Da unsere Ankunft angekündigt war, warteten mehrere Franzosen auf uns. Sie reichen uns die Hände, nehmen uns in die Arme, drücken uns an ihre Brust, als wären wir ihre Brüder. Mehr noch, sie verlassen uns nicht.

Sie nehmen uns zum großen Hauptquartier mit, stellen uns dem Kommandeur vor, der uns gratuliert und uns die Marschbefehle für seinen jeweiligen Bestimmungsort gibt. Aber unsere Bewunderer, die Unteroffiziere, wollen uns unbedingt zum Essen einladen. Das Essen war, wie man es wohl denken mag, reichhaltig, begossen mit gutem französischem Wein, erheitert durch die Lieder des Landes. Es zog sich hin bis acht Uhr abends, der Stunde unserer Abfahrt nach Paris.

Im Zug fahren wir an der Front entlang, wo Gewehre knattern und Kanonen donnern. Trotzdem sind wir zufrieden. Die Fahrt ist lang wegen der vielen Halte, wo englische Soldaten aussteigen. Wir kommen in der Morgendämmerung am Nordbahnhof an, und dort nehmen meine Freunde und ich unsere letzte gemeinsame Mahlzeit ein. Es war traurig, wie man sich denken kann, und Tränen flossen, als wir uns trennen mussten.

Am Abend kam ich an meinen Bestimmungsort Angers an. Am nächsten Tag wurde ich dem

Obersten vorgestellt, Er gestand mir fünfzehn Tage Urlaub und dann drei Monate Erholungszeit zu. Er schickte mich dann nach Marokko, wo ich meinen Dienst fortsetzte.

EPILOG

Die Notizen des Herrn Charrier enden mit dem vorherigen Kapitel. Aber mehr als ein Leser wird vielleicht das Bedürfnis empfinden, zu wissen, was aus den drei Helden des Bericht nach ihrer Rückkehr nach Frankreich geworden ist. Diese Zeilen werden es kurz erzählen.

Man weiß dass es Soldaten, die aus Deutschland geflohen oder repatriiert waren, verboten war, zur Front zurückzukehren. Deshalb wurden unsere Entflohenen nach Afrika versetzt Charrir nach Marokko, Ravailhl und Doche nach Tunesien.

In Marokko war die Lage manchmal gefährlich. Vor allem in den nicht ganz unterworfenen Landesteilen sahen sich die Arbeiter ständig durch von deutscher Propaganda aufgehetzten marokkanische Stämme bedroht. Die französischen Pioniere, oft beschäftigt als Vorarbeiter bei der Verbesserung der Kommunikationswege, mussten ständig mit dem Werkzeug in der einen, und mit dem Gewehr in der anderen Hand arbeiten.

Besonderes einmal, im Januar 1918, wurde die Gruppe von Charrier, die damit beschäftigt war, eine Holzbrücke über den Gebirgsfluss zwischen Fez und Taza zu errichten, von vierhundert Eingeborenen angegriffen. Ohne den Mut der (Fremden-) Legionäre, abkommandiert zum Schutze der Arbeiter, ohne ihre Maschinengewehre, wären diese (die Arbeiter) von der Masse der Angreifer erdrückt worden.

Endlich kamen Waffenstillstand und Demobilisierung,

Unsere drei Entflohenen kehrten dann in ihre Heimat zurück, und jeder gründete dort eine Familie.

Ravailhe ist zu den Minen von Carmaux heimgekehrt, Doche ist in seine Berge zurückgekehrt. Er wohnt in einem hübschen kleinen Dorf, Thones in Obersavoyen. Mit seiner Frau und seinen Kindern hat er der friedlichen Beschäftigung eines Landwirtes wieder aufgenommen.

Marcel Charrier gründete am Hauptort des Departments Vendée, in LaRoche sur Yon, ein wichtiges Unternehmen der Holzverarbeitung und Tischlerei. Neben seinem großen Sägewerk baute er ein hübsches Chalet, wo er mit seiner Familie wohnt.

Unsere wilden Soldaten sind friedliche Bürger geworden.

Sie sind ein Sinnbild Frankreichs. Frankreich liebt den Frieden, aber wenn man es angreift, weiß es sich zu wehren, furchterregend, da es nie die Fähigkeit zur Anstrengung und Opfer verloren hat.

Möge die Jugend von heute die starke Lektion der Energie, der Geduld und Kühnheit verstehen, die von den drei Entflohenen von Marsberg erteilt wurde!